

M
MORWIG

Perry Rhodan

der Erbe des Universums

Die grosse WELTRAUM-SERIE
von K.H. Scheer und Clark Darlton



Der Feind im Dunkel

Ein Roboter stirbt — und sein Tod löst eine interstellare
Polizeiaktion aus . . .

Nr. 93

70 Pfg.

Osterrsch 4,- S.
Schweiz 3,- Fr.
Italien 140 Lire
Sonderpreis Berlin
50 Pfg.

Der Feind im Dunkel

Ein Roboter stirbt - und sein Tod löst eine interstellare Polizeiaktion aus ...

von Kurt Mahr

Als im Jahre 1971 mit der Entdeckung des auf dem Mond gestrandeten arkonidischen Forschungsraumers der Grundstein zur Vereinigung der irdischen Menschheit und dem aus dieser Vereinigung erwachsenden Solaren Imperium gelegt wurde, ahnte noch niemand - auch nicht Perry Rhodan, der Begründer des terranischen Sternenreiches -, welche Anstrengungen und Nervenkraft es im Laufe der Jahre kosten würde, dieses Reich gegenüber Angriffen von innen und außen zu erhalten.

Die bisher gefährlichste Bedrohung der Menschheit, die in der »Schlacht um Terra« gipfelte, konnte dank arkonidischer Hilfe gebannt werden, ebenso wie die von Thomas Cardif, dem Renegaten, heraufbeschworene innenpolitische Gefahr durch Guckys Alleingang beseitigt werden konnte.

Eine friedliche Weiterentwicklung der Menschheit kann aber nur möglich sein, wenn in der Galaxis selbst Friede herrscht - und bis dahin scheint es noch ein weiter Weg zu sein ...

Auch Atlan, der Unsterbliche, der erst vor kurzem die gigantische Maschine abgelöst hat, die mit ihren unerbittlich zuschlagenden Robotflotten jede Revolution gegen die arkonidische Zentralgewalt im Keime zu ersticken pflegte, will den Frieden. Atlan jetzt Imperator Gonozal VIII. genannt, und Perry Rhodan, der Administrator des Solaren Imperiums, unterstützen sich - schon aus reinem Selbsterhaltungstrieb - gegenseitig bei ihren Bemühungen.

Ein Beistandspakt zwischen Arkon und Terra ist kürzlich unterzeichnet worden und die schnellen Raumschiffe der Solaren Flotte stehen jederzeit bereit, überall dort einzugreifen, wo auch immer auf den galaktischen Planeten Ruhe und Ordnung empfindlich gestört werden.

Diesmal ist es der Telekom-Notruf eines sterbenden Arkon-Gouverneurs, der die FINMARK, einen Kreuzer der Staatenklasse, zur Wasserwelt Opghan starten läßt ...

Major Thomea Untcher stößt dabei mit seinen Leuten auf den FEIND IM DUNKEL ...

Die Hauptpersonen des Romans:

Ran Loodey, Kayne Stowes, Phil Lenzer und Ted Dunyan - Besatzungsmitglieder der FINMARK.

Pthal - Ein Roboter, dessen »Tod« eine interstellare Polizeiaktion auslöst.

Grghaok, Nrrhooch und Lchox - Sie hassen die Fremden, die ihr Volk unterdrücken.

Nathael, Echnatal und Aktar - Sobald sich Terraner einmischen, erleben die Galaktischen Händler bei dunklen Geschäften eine Pleite.

1.

Mit nachdenklichem Gesicht sah Pthal an den eigenartigen Windungen der Röhrenpflanze hinauf bis dorthin, wo sie durch die Decke des Raumes verschwand - das Loch in der Decke so dicht verschließend, daß das Wasser nicht eindringen konnte.

Pthal war eines jener Wesen, von denen man erwarten sollte, daß sie nie in die Verlegenheit kämen, Selbstgespräche zu führen. Aber in diesem Augenblick sagte Pthal vor sich hin:

»Seltsame Geschöpfe, diese Röhrenwesen!«

Das war der Augenblick, in dem die Tür aufflog und das Wesen hereinkam, das Pthal noch nie gesehen hatte. Über seine Absicht bestand kein Zweifel. Es trug eine kurzläufige Waffe in der Hand und begann sofort zu schießen.

Pthal wurde getroffen. Die Explosion der Thermowaffe lähmte sein kompliziertes

Nervensystem. Bei vollem Bewußtsein, aber ohne Schmerzen zu verspüren, knickte er in den Knien ein und stürzte auf den Boden.

Der Fremde unter der Tür feuerte immer noch, aber durch Pthals blitzschnellen Sturz ging sein nächster Schuß ins Leere. Hinter Pthal zischte die Wand auf, und geschmolzener Kunststoff rann in glühenden Bahnen auf den Boden. Die Röhrenpflanze begann, sich zu winden.

Pthal nahm sich Zeit, den Fremden zu studieren. Er wußte, daß er nicht mit dem Leben davonkommen würde. Die Verletzung, die er empfangen hatte, war auf die Dauer tödlich. Er konnte nichts anderes mehr tun, als seiner Pflicht zu gehorchen. Er umfaßte das Bild des Fremden mit den großen Augen und bewahrte jede Einzelheit in seinem immensen Gedächtnis.

Der Fremde hatte inzwischen sein Ziel korrigiert. Er hatte dazu mehr Zeit gebraucht als Pthal, um das Bild seines Gegners in sich aufzunehmen. Denn Pthals größte Begabung war die Fähigkeit, ungeheuer

schnell, unmenschlich schnell, zu reagieren.

Pthal entschied, noch bevor der Fremde ein drittes Mal abdrücken konnte, daß er für seinen hinterhältigen Angriff die empfindlichste Strafe verdient habe. Er löste die kräftigste seiner Waffen aus und tötete den unbekannten Feind im Schein einer blendenden Explosion.

Pthal drehte sich auf die Seite. Die Bewegung zehrte an seinen Kräften und er spürte, daß er nur noch ein paar Augenblicke zu leben haben würde. Er begann, sich des Fremden zu erinnern, den er soeben getötet hatte. Das heißt: Er rief die gespeicherten Eindrücke aus seinem Gedächtnis wieder ab und versuchte, sie auf lautlosem Wege dorthin zu übermitteln, wo man diese Mitteilung mit Interesse hören und sodann Schritte unternehmen würde, die Quelle der Beunruhigung auf Opghan zu ermitteln und unschädlich zu machen.

Wenn er dazu fähig gewesen wäre, hätte Pthal Bedauern darüber empfunden, daß er diese Absicht nicht mehr ausführen konnte. Seine Verletzung war schwerer, als er zunächst geglaubt hatte. Er konnte ihre Folgen nicht genau abschätzen, weil ihm eben die Organe, die dazu notwendig gewesen wären, abhanden gekommen waren. Er hatte kaum das erste Zeichen von sich gegeben, als seine Energie erlosch.

Aber selbst in diesem Augenblick tat er noch seine Pflicht. Mit dem letzten Lebensfunken sandte er den Koderuf aus, der besagte, daß auf Opghan nicht alles in Ordnung sei.

Dann lag Pthal reglos - ein Robot, der in Erfüllung seiner Pflicht zerstört worden war.

*

Auf Arkon III empfing man Pthals letzten Kodespruch ebenso wie die wenigen, unentzifferbaren Impulsfetzen, die ihm vorausgegangen waren. Man verstand, daß Pthal einen Bericht hatte abgeben wollen, aber dann daran gehindert worden war. Wodurch, das lag auf der Hand. Den Kode-Notruf pflegten Roboter nur in dem Augenblick ihrer Vernichtung abzugeben.

Pthals Tod löste Beunruhigung aus. Denn Pthal war oberster Beamter des Imperiums im System Ep-Hog auf dessen zweitem Planeten Opghan. Opghan war eine Welt, die am Rande des arkonidischen Einflußbereiches lag. Es war nicht unwahrscheinlich, daß der Feind im Dunkel, der nach der Machtübernahme durch Seine Erhabenheit, Gonozal VIII., glaubte, jene alten Zeiten seien wieder angebrochen, in denen der Imperator weit und seine Beamten unfähig waren, gerade auf einer weit außen gelegenen Welt wie Opghan den Hebel ansetzte, der das Imperium aus den Angeln heben sollte.

Eine Polizeiaktion war unbedingt erforderlich.

Pthals Tod mußte untersucht und dem Attentäter auf die Spur gekommen werden.

Seine Erhabenheit selbst, Atlan, unter dem Namen Gonozal VIII. Imperator des arkonidischen Imperiums, leitete die Bitte um Unterstützung an Terra weiter und erhielt von dort die Zusage, daß man wunschgemäß verfahren werde.

*

Sergeant Loodey war ein Mann, dessen gewaltige Gestalt im Verein mit seinem todernsten, beinahe verbissenen Gesicht jedermann Respekt einflößte, daß der relativ kleine und dürre Mann, der in diesem Augenblick auf Ran Loodey zukam, nicht die geringste Spur des gewohnten Respektes zeigte, irritierte Loodey und veranlaßte ihn, früher einen Schritt nach vorne zu treten, als er das sonst zu tun pflegte. Er stand jetzt mitten vor dem Zugang zur Laufbrücke, die vom achten Stockwerk des Verwaltungsgebäudes nahezu horizontal zu einem draußen auf dem Landefeld liegenden Kugelraumschiff hinüberführte und dort in der hellerleuchteten Öffnung der großen Lastschleuse im untersten Kugeldrittel mündete.

Der Dürre schien Ran Loodey nicht zu bemerken. Er sah vor sich hin und fuhr im Selbstgespräch nervös mit den Händen durch die Luft. Loodey hatte keine Ahnung, wie er überhaupt hier heraufgekommen war. Er trug Zivil, und Zivilisten war der Zutritt zu den höheren Etagen des Gebäudes untersagt.

Ran Loodeys Verwunderung verwandelte sich in Zorn, als er sah, wie der kleine Dürre, ohne aufzusehen, einen Bogen um ihn herum machen und die Laufbrücke betreten wollte, ohne sich um die Formalitäten zu kümmern.

»Halt!« donnerte Ran und zog sich einen Schritt weiter auf die Brücke zurück. »Was suchen Sie hier?«

Der Dürre sah auf. Verwirrt schaute er Loodey an. Dann machte er eine fahrigte Handbewegung auf das Landefeld hinaus.

»Na, das da«, antwortete er ungehalten. »Das ... wie heißt das doch ... das Schiff, meine ich.« Ran Loodey nickte gewichtig. »Aha, das Schiff«, wiederholte er. »Welches denn?« Der Dürre schüttelte den Kopf. »Mein Gott, was für Narren es gibt«, erklärte er. »Das dort natürlich. Ein anderes gibt es ja weit und breit nicht, oder?« Loodey bewahrte Ruhe. »Und was wollen Sie mit dem Schiff, mein Freund?«

Der Dürre blinzelte. »Erstens bin ich nicht Ihr Freund. Nicht, solange Sie mich so behandeln. Und zweitens ist die Frage falsch. Ich will nicht mit dem Schiff, sondern in dem Schiff etwas. Und zwar

schlafen. Ich bin nämlich müde.«

Das verschlug Loodey den Atem. Als er sich gefaßt hatte, schrie er den Dürren an:

»Glauben Sie vielleicht, die Schiffe der Solaren Raumflotte wären ein Asyl für Obdachlose? Nehmen Sie die Beine unter den Arm, Mann, und ...«

Der Dürre winkte protestierend, und so seltsam sich die fast hilflose Geste gegen Ran Loodeys massierten amtlichen Zorn ausmachte, sie brachte Loodey zum Schweigen. Der Dürre besaß etwas, was Loodey unsicher machte: Autorität.

»Hören Sie auf zu schreien«, bat der Dürre mit kläglichem Stimm. »Sie machen mich ganz krank. Ich bin nicht schwerhörig.«

»Okay«, gab Loodey nach. »Dann sag ich's Ihnen noch mal ganz leise: Sie sollen sich aus dem Staub machen! Verstanden?«

»Nein«, antwortete der Dürre prompt. »Warum?«

»Weil Sie hier nichts zu suchen haben«, rief Loodey.

»Woher wissen Sie das? Mein Name ist Thomea Untcher.«

In all seiner Wut fing Ran Loodey an zu grinsen.

»Das ist gewiß ein so schöner Name, wie ich ihn noch nie gehört habe, lieber Mann. Aber selbst mit einem so herrlichen Namen ...«

Sein Gesicht erstarrte plötzlich. Man konnte sehen, wie er sein Gedächtnis strapazierte. Dann stieß er plötzlich hervor:

»Wie war noch einmal der Name, Sir?« Jetzt lächelte der Dürre. »Thomea Untcher, Sergeant.« Ran Loodeys Gesicht lief rot an. »Verzeihung, Sir ...« stammelte er verlegen. »Ich muß natürlich ähem ... Ihren Ausweis sehen. Sie verstehen ...«

Untcher nickte gemächlich. Er schob die Hand in die Tasche seines Mantels, dann in die Innentasche, dann schlug er den Mantel beiseite und fing an, in seinem Jackett zu suchen. Es dauerte eine Weile, bevor er das kleine, graue Plastikblättchen zum Vorschein brachte. Loodey nahm es behutsam in die Hand. Er schob es in den Schlitz des Prüfgerätes, das neben ihm auf dem Tisch stand, und wußte, daß er sein Spiel, verloren hatte, noch bevor das grüne JA-Zeichen aufleuchtete. - Das Plastikstück sprang aus dem Gerät zurück. Loodey reichte es dem Dürren und salutierte.

»Bitte um Entschuldigung, Sir«, sagte er dazu. Untcher winkte zerstreut ab. »Schon gut. Ist ja nichts passiert.« Dann trat er auf die Laufbrücke. Das Rollband trug ihn durch den sausenenden Warmluftvorhang, der das Innere des Gebäudes gegen die Kühle der Nacht isolierte, hinüber zur hell erleuchteten Schleuse der FINMARK.

Als Ran Loodey glaubte, daß er ihn nun nicht mehr sehen könne, wandte er sich um. Gerade noch rechtzeitig genug, um die dürre Gestalt mit

wehendem Mantel in der Schleuse verschwinden zu sehen.

Brummend schüttelte er den Kopf. Er kannte viele merkwürdige Leute; aber einen Kommandanten wie Thomea Untcher hatte er noch nie gehabt.

*

In dem Augenblick, in dem Nathael den grünen Punkt des fremden Raumschiffs auf dem großen Schirm der Tasteranlage aufleuchten sah, wußte er endgültig, daß der Plan sich nicht so durchführen lassen würde, wie er es vorgehabt hatte. Die Ankunft des fremden Schiffes war der beste Beweis dafür, daß Pthals Tod Staub aufgewirbelt hatte.

Nathael strich sich müde über die Stirn, sah noch einmal prüfend auf den großen Schirm und schaltete das Gerät auf automatische Registrierung. Nathael war an dem Kurs des Schiffes nicht sonderlich interessiert. Das, was jetzt noch getan werden konnte, um die Lage zu retten, konnte er erst tun, wenn das Schiff gelandet war.

Nathael stand auf und verließ den Raum, dessen Geräte in rastloser Emsigkeit summt. Draußen, in der weiten Halle, blendete ihn das Licht der gelben Sonne, das durch die großen Fenster ungehindert hereindrang. Er zögerte ein wenig; dann wandte er sich den drei Männern zu, die nahe der Tür in bequemen Sesseln saßen - obwohl einer von ihnen gar nicht dahinzugehören schien und auf ihn warteten.

»Sie kommen«, sagte Nathael in der Sprache, die sie alle verstanden.

Die Männer fuhren auf.

»Wer kommt?« fragte einer von ihnen.

Nathael streckte die linke Hand aus, die Handfläche nach oben, um anzudeuten, daß er das nicht wisse.

»Schließlich macht es auch gar keinen Unterschied« sagte er. »Wer auch immer sie sind: Sie kommen hierher, um zu schnüffeln, und das können wir nicht gebrauchen.«

Einer der drei, ein noch junger Mann mit einem wallenden Bart, machte eine verächtliche, abwehrende Handbewegung.

»Was kann uns schon passieren«, meinte er. »Sie werden kaum gelandet sein, da ...«

Zornig stampfte Nathael mit dem Fuß.

»Kein Wort weiter!« schrie er. »Mir scheint, euch allen sind unsere Erfolge zu weit in den Kopf gestiegen. Ihr vergeßt die primitivsten Vorsichtsmaßnahmen.«

Der junge Mann mit dem Bart zeigte sich wenig beeindruckt.

»Ich frage mich seit einiger Zeit, Nathael«, sagte er, indem er Nathael von unten herauf ansah, »ob

deine Nerven unter der Belastung der vergangenen Wochen nicht zu sehr gelitten haben. Du bist ein wenig zu vorsichtig.«

»So«, knurrte Nathael, »bin ich das? Dann laß dir gesagt sein, daß du ein überhebliches Großmaul bist, das keine Ahnung von den Fähigkeiten und dem Ideenreichtum des feindlichen Geheimdienstes hat. Nur ein einziges unvorsichtiges Wort ... und Opghan wird zur Sonne.« Er lachte bitter. »Dein künstlicher Bart wird dann vorzüglich brennen.«

Der junge Mann schwieg. Er liebte es nicht, darauf aufmerksam gemacht zu werden, daß sein herrlicher Bart nicht echt war. Nicht echt sein konnte, weil seine Mutter eine Eingeborene dieser Welt war und die Haarlosigkeit ihrer Haut sich auf ihn vererbt hatte. Auch sein Kopfhair war künstlich, aber Nathael wußte, daß es ihn härter traf, wenn er seinen Bart verspottete.

Der zweite Mann schaltete sich in das Gespräch ein.

»Wir werden alles fertigmachen müssen«, sagte er. »Wie lange brauchen sie noch bis zur Landung?«

Nathael wollte ein zweites Mal die Hand ausstrecken, unterbrach sich aber mitten in der Geste.

»Drei bis vier Zehnteltage, denke ich.«

»Das genügt uns. Wir werden bereit stehen, sobald sie einen Landeplatz gefunden haben. Viel Auswahl haben sie ohnehin nicht. Und dann können nur noch ein paar Stunden vergehen, bis ...«

Er wandte sich zur Seite an seinen Nachbarn, der bisher noch kein Wort verloren hatte.

»Ihr seid soweit, Chchaath, nicht wahr?«

Chchaath nickte und verzog den dünnlippigen Mund zu einem Lächeln.

»Ja, wir sind soweit«, sagte er in einer Art, als hätte er den Mund voll Wasser. »Wir könnten es mit einer ganzen Flotte aufnehmen.«

»Dann mach dich auf den Weg!« befahl im Nathael.

Chchaath stand auf. Er lächelte immer noch. Er ging an einem der großen Fenster vorbei und betrachtete die endlose Wasserfläche, die bis an die Mauern des Gebäudes heranreichte.

Und im Reflex der Wellen leuchteten die glatten Schuppen auf seiner Haut.

*

Fassungslos sah Ran Loodey auf den Bildschirm.

»Herr meines Lebens !« stieß er hervor. »Nichts als Wasser, lauter Wasser!«

Aus dem Hintergrund des Raumes kam Major Untchers verweisende Antwort:

»Na und? Was hatten Sie erwartet? Whisky?« Loodey fuhr herum. »Nein, Sir«, gab er zurück. »Ich denke selten an mein Privatvergnügen. Ich meine

nur, wir werden Schwierigkeiten haben, einen Landeplatz zu finden.« Untcher schüttelte den Kopf. »Die Oberfläche von Opghan besteht nur zu neunundneunzigeinhalb Prozent aus Wasser«, behauptete er mit Nachdruck. »Auf dem halben Prozent werden wir doch, zum Donnerwetter noch mal, einen Landeplatz finden können.«

Ran Loodey bezweifelte das. Das heißt: Er bezweifelte die Existenz des halben Prozents; denn das, was er von der Oberfläche des Planeten sehen konnte, war in der Tat nur Wasser.

Es war ein eigenartiger Anblick. Die FINMARK hatte sich Opghan so weit genähert, daß das gewaltige Rund des Planeten den Frontbildschirm gänzlich ausfüllte. Das Schiff näherte sich der Tagseite und hatte die gelbe Sonne Ep-Hog im Rücken. Das Bild der Sonne spiegelte sich in der endlosen Wasserfläche, und das vielfach gebrochene Licht umgab Opghan wie mit einer Art Glorienschein. Außerhalb des Sonnenbildes schien das Wasser tintig und tiefschwarz zu sein. Am Horizont jedoch leuchtete die Atmosphäre in warmem, gelbem Licht. Es war ein Bild, wie es noch keiner von der Besatzung der FINMARK jemals gesehen hatte, und es beeindruckte sie alle. Mit Ausnahme von Thomea Untcher, der kaum den Bildschirm beachtete und mit irgend etwas beschäftigt war, was ihm offenbar viel interessanter zu sein schien.

Die FINMARK hatte das langwierige Anflug- und Anpassungsmanöver hinter sich. Einer Landung auf Opghan stand nichts mehr im Wege außer der Schwierigkeit, die Ran Loodey entdeckt hatte, daß es anscheinend keinen Landeplatz gab.

Thomea Untcher hatte sich um die Manöver der vergangenen Stunden kaum gekümmert. Nach einer dreitägigen Fahrt war die Mannschaft der FINMARK schon genügend an seine Eigenarten gewöhnt, um sich darüber noch zu wundern. Und der Orteroffizier, den er von seinem Posten aus unerfindlichen Gründen ablöste, war mit dieser Erholungspause durchaus einverstanden. Thomea Untcher hatte sich schweigsam verhalten. Er hatte kein Wort darüber fallen lassen, ob er auf den verschiedenen Bildschirmen und Meßskalen des großen Ortergerätes etwas Auffallendes entdeckt hätte. Er hatte sich Notizen gemacht und ab und zu den Ersten Offizier, ohne aufzusehen, ermahnt, er solle seine Sache richtig machen.

Das war alles. Niemand glaubte, daß er etwas Bemerkenswertes entdeckt habe. Bis zu dem Augenblick, da er aufstand - das war zufällig die gleiche Sekunde, in der Ran Loodey den winzigen Punkt einer kleinen Insel inmitten der Wasserwüste auftauchen sah - und mit einer Beiläufigkeit, die seines besorgten Gesichtes spottete, erklärte:

»Wir sind geortet worden, meine Herren. Die Geräte haben auftreffende Impulsfolgen verzeichnet. Da der Roboter Pthal in seiner Eigenschaft als oberster Beamter des Planeten für alle positronischen Anlagen von Opghan verantwortlich war - um nicht zu sagen: mit ihnen gekoppelt war - bleibt uns nur anzunehmen, daß nach Pthals Tod jemand anders sich der Geräte bemächtigt hat und sie sachverständig benutzt. Sergeant Loodey, welchen Schluß würden Sie daraus ziehen?«

Es war eine seiner Eigenarten, andere Leute nach den Dingen zu fragen, über die er sich selbst schon längst klar geworden war.

»Das bedeutet«, antwortete Loodey schnell, »daß ..., daß ...« und geriet ins Stottern.

»Sie haben völlig recht«, gestand ihm Thomea Untcher wohlwollend zu. »Da die Eingeborenen von Opghan technisch rückständig und wahrscheinlich nicht in der Lage sind, ein Ortergerät zu bedienen, bedeutet dies, daß zumindest ein technisch erfahrener Fremder auf Opghan sitzt ... und das ist wahrscheinlich derjenige, dessentwegen wir hierhergeschickt worden sind.«

Und noch bevor jemand den ganzen Ernst dieses Schlusses erfaßt hatte, vervollständigte Thomea Untcher die Verwirrung, indem er erklärte:

»Das Schiff befindet sich ab sofort in Alarmstufe eins. Jedermann begibt sich an seinen Posten. Lenzer, sorgen Sie dafür, daß die Geschützstände doppelt besetzt werden! Na los schon! Erster? Loodey hat eine Insel entdeckt. Landen Sie darauf. Worauf warten Sie noch? Wir sind nicht auf einem Wochenendausflug.«

Und plötzlich entwickelte der dürre, schwächliche, sonst so nervöse Mann eine zielstrebige Energie, die seine Männer in Bann schlug und ihnen besser als alles andere klarmachte, daß eine Gefahr drohte.

*

Mit der unendlichen Geduld, die seiner Spezies eigen war, saß Chchaath vor dem Gerät und wartete auf die letzte, die endgültige Meldung. Als sie endlich kam, hatte er länger als einen halben Zehnteltag an seinem Platz gesessen.

Auf der Ziffernplatte des Geräts erschien eine vierstellige Zahl in arkonidischer Schrift. Chchaath las sie ab und behielt sie im Gedächtnis. Dann schaltete er das Gerät aus und stand auf.

Im Hintergrund des großen, fast leeren Raumes, in dem Chchaath sich befand, gab es eine Art Schrank. Chchaath öffnete eine seiner Türen und nahm aus einem Fach dahinter mit zögernder Behutsamkeit einen kleinen, metallisch glänzenden Zylinder heraus. Er wog den Zylinder in seiner Hand, bevor er die Schranktür wieder schloß, und murmelte

zwischen dünnen Lippen eine halblaute Verwünschung.

1358. Sie konnten sich keinen ungünstigeren Platz aussuchen. In weniger als einem halben Zehnteltag ging über 1358 die Sonne unter. Bis dahin mußten die Männer es geschafft haben!

Er nahm den schimmernden Zylinder unter den Arm und schickte sich an, den Raum zu verlassen.

Der Ausgang war eines von jenen Dingen, die Chchaath vor ein paar Zehntagen noch Furcht eingejagt hatten, wenn er sah, wie er sich bewegte, ohne, daß irgendeine wirkende Kraft zu erkennen war. Ein paar Zehntage waren eine lange Zeit, und Chchaath hatte sich an tiefergreifende Änderungen gewöhnt als die, daß er keinen Türknopf mehr drehen mußte, wenn er von einem Raum in einen anderen wollte. Oder von einem Raum auf die Straße, wie eben in diesem Augenblick.

Er hatte sich zum Beispiel an die feindseligen Blicke gewöhnt, die ihn trafen, wenn er durch eine Straße ging. Die Straßen waren nicht mehr so belebt wie damals, als Chchaath noch einer von vielen war und an jeder Straßenecke stehenzubleiben pflegte, um mit irgendeinem Bekannten in der schmatzenden, schlürfenden Sprache seines Volkes zu plaudern. Die Bürger blieben mehr in ihren Wohnungen. Chchaath wußte, wie schwer ihnen das fiel, denn nichts liebte der Ephoger mehr als die Geselligkeit in breitem Rahmen. Ephoger waren Gemeinschaftswesen, und keine Stadt auf Opghan war zu groß, als, daß nicht jeder jeden gekannt und ein paar freundliche oder vorwitzige Dinge über ihn zu berichten gewußt hätte.

Jetzt blieben sie lieber zu Hause wenn sie nicht draußen in den Psimoplantagen arbeiteten. Sie haßten die Fremden, und sie wußten warum.

Was Chchaath anging: Er haßte die Fremden nicht und hatte seinen Vorteil davon. Aber ihn störten die haßerfüllten Blicke, die seine früheren Freunde ihm zuwarfen.

Chchaath beeilte sich, weniger, weil er daran dachte, daß in weniger als einem halben Zehnteltag die Sonne über 1358 unterging, als um die Straße mit den feindseligen Artgenossen so schnell wie möglich hinter sich zu bringen. Innerhalb von zwei Tausendstel-Zehnteln legte er die Strecke von seiner Wohnung bis zum großen Schleusentor zurück, für die er früher sich wenigstens viermal soviel Zeit genommen hatte.

Die Wache am Schleusentor grüßte ihn aufmerksam, als sie seiner gewahr wurde. Chchaath dankte herablassend und wartete ungeduldig, bis einer der beiden gewaltigen Torflügel zur Seite glitt. Raschen Schritts betrat er die große, hellerleuchtete Schleusenhalle und sah sich um.

Früher war hier ein Knotenpunkt städtischen Lebens gewesen. Ständig hatte man in der großen

Schleusenhalle Hunderte von Bürgern gefunden, die nichts weiter taten, als Ankunft und Abfahrt der Passagier- und Güterboote zu beobachten, ihre Meinungen über die Geschicklichkeit dieses oder jenes Kapitäns auszutauschen und an der auffallenden Kleidung des einen oder anderen ankommenden Fremden ihren Spaß zu haben.

Jetzt war das anders. Keine Boote kamen mehr an oder fuhren ab außer denen, die die Arbeiter zu den Plantagen hinausbrachten und wieder heimführten. Niemand außer ein paar Auserwählten besaß die Erlaubnis, die Schleusenhalle zu betreten. Das Leben war erloschen. Geblieben waren die weit ausgedehnten Kaianlagen und das helle, gleißende Licht, das in die Augen stach.

Chchaaths Stimmung war im Augenblick nicht danach, trüben Gedanken nachzuhängen. Er sah sich in der leeren Halle um, und als er nicht finden konnte, was er suchte, begann er zu rufen. Seine Stimme hallte dumpf und kehlig dröhnend durch den großen Raum, und mit dem Echo kam Antwort aus einem der alten Bootbassins.

Chchaath wandte sich dorthin. Er hatte die Hälfte der Strecke zurückgelegt, als die Gestalt eines hochgewachsenen, dünnen Wesens auf dem Rand des Kais auftauchte. Es blieb abwartend stehen, während Chchaath näher kam.

»Wir haben uns ein bißchen verzogen«, erklärte der Dürre entschuldigend. »Du bleibst so lange fort. Während wir warteten, kam ein Zug von den Plantagen herein. Wir dachten, es wäre nicht unbedingt nötig, daß sie uns sehen - auch, wenn Wächter dabei waren.«

Es ist immer dasselbe, dachte Chchaath mutlos. Jetzt geht es ihnen gut, besser, als es ihnen jemals zuvor gegangen ist. Sie haben alles, was sie brauchen, und wenn sie noch mehr wollen, werden die Fremden es ihnen geben. Aber sie haben Angst vor den eigenen Mitbürgern die sie verraten haben.

Du brauchst dich selbst nicht auszuschließen, sagte eine innere Stimme. Es sind nicht sie, es sind wir.

»Es ist gut«, antwortete Chchaath mit einer lässigen Bewegung seines schuppigen Arms. »Das Ziel ist dreizehnachtundfünfzig. Wir haben keine Zeit zu verlieren. In einem Viertel-Zehntel muß das Schiff ausgeschaltet sein.«

Er stieg die Treppe hinunter, die vom Rand des Kais bis zur Höhe des Wassers führte. Das Boot lag dort, ein dunkler Fleck im ruhigen Wasser. Eine Tür öffnete sich, Chchaath stieg ein. Der lange Dürre mit dem traurigen Gesicht und den matten Schuppen, die ihm weit von der Haut abstanden, folgte ihm auf dem Fuß.

Das Innere des Bootes bestand zur Hauptsache aus Bänken. Es war finster, und Chchaath roch die Männer, die auf den Bänken saßen, mehr, als er sie

sah.

»Vorwärts, Pilot!« rief er in das Dunkel. »Ziel ist dreizehnachtundfünfzig. Fahr schnell!«

Dann setzte er sich und hob vorsichtig den Arm, unter dem er den Metallzylinder eingeklemmt hatte. Seine Augen begannen, sich an die Finsternis zu gewöhnen.

»Wir haben keine Zeit zu verlieren«, erklärte er, während der Motor des Bootes anlies und das Boot sich schwankend zu bewegen begann. »Die Sonne wird bald untergehen. Habt ihr eure Behälter griffbereit?«

Zustimmendes Schmatzen antwortete ihm von allen Seiten. Er nahm den Metallzylinder zur Hand.

»Hier ist das Zeug«, sagte er und reichte den Zylinder dem Nächstsitzenden. »Füllt es ab, aber vorsichtig!«

2.

»Zum Donnerwetter, ich weiß, daß es nicht viel zu sehen gibt, aber ich möchte mich trotzdem draußen umsehen! Geht das endlich in Ihren dicken Schädel hinein?«

Ran Loodey hatte es sich abgewöhnt, beleidigt zu sein, wenn Thomea Untcher anfang, Kraftausdrücke zu gebrauchen. Augenzwinkernd, jedoch mit ernstem Gesicht, antwortete er:

»Vielleicht im Laufe der Zeit, Sir.« Untcher seufzte und wandte sich in komischer Verzweiflung an seinen Ersten Offizier.

»Stowes, passen Sie auf diesen Mann hier auf! Lassen Sie ihn um des Himmels willen keinen verantwortlichen Posten übernehmen. Er wird den Feind erst bemerken, wenn er dabei ist, ihm den Hals abzuschneiden.« Stowes salutierte lachend. »Zu Befehl, Sir!«

Untcher winkte seinem Zweiten Offizier.

»Lenzer, wir gehen! Halten Sie Ihr Pulver trocken.«

Er schloß den Helm seines Raumanzugs. Es war mehr eine Gewohnheit, und er erwartete nicht, daß jemand es ihm nachtat. Die Atmosphäre von Opghan war hochgebirglerisch dünn, aber atembar. Es gab keinen Grund, warum jemand sich mit einem Raumanzug gegen sie hätte schützen müssen. Thomea Untcher jedoch hatte es sich zum Grundsatz gemacht, bei jeder Gelegenheit jede auch nur einigermaßen vertretbare und sinnvolle Vorsicht anzuwenden. Dazu gehörte, daß er Rotzeichen gab, wenn sein Prallfeldgleiter das elektronische Leitband verließ, daß er Türen, die sich nach außen öffneten, nur äußerst langsam bewegte - und daß er einen Raumanzug trug, wenn er wenige Minuten nach der Landung der FINMARK auf einer winzigen Insel im Überall-Ozean des Planeten Opghan das Schiff zu

einem Inspektionsrundgang verließ.

Leutnant Lenzer begnügte sich damit, den Helm halb über den Kopf zu ziehen, so daß er sich des Helm-Sende- und -Empfangsgeräts bedienen konnte, ohne jedoch den Helm mit dem Schulterteil des Anzugs fest zu verbinden. Dicht hinter Untcher betrat er das Laufband, das durch den Zentralgang bis zu einer der Fußschleusen führte, und machte sich unterwegs einige mehr oder weniger ironische Gedanken über die nach seiner Ansicht übertriebene Vorsicht des Kommandanten.

Thomea Untcher passierte die kleine Schleuse ohne unnötigen Aufenthalt. Von der Schwelle des Außenschotts, die zwei Fuß hoch über dem Boden der Insel lag, sprang er hinunter und sah dabei so aus, als hätte er Angst hinzufallen.

Er sah sich um. Heller Sonnenschein lag über dem kleinen Stück Land und den merkwürdigen, buschartigen Gewächsen, die der Inselboden hervorbrachte. Fleischige, hellgrüne Blätter schossen allenthalben aus dem Boden und umgaben in schützendem Kreis einen rosafarbenen, schenkeldicken Stengel, der etwa drei Meter in die Höhe ragte und auf seiner Spitze eine grellgelbe, sonnenblumengroße Blüte trug. Die Pflanze in ihrer Gesamtheit sah allerdings einem zu groß geratenen Löwenzahn ähnlicher als einer Sonnenblume.

»Merkwürdig«, meinte Untcher. »Sollte man denken, daß alle diese herrlichen Blumen nur hundert Stunden lang zu leben haben?« Er hob den Arm und sah auf die Uhr. »Von jetzt an nur noch vier Stunden. Dann erfrieren sie, und wenn abermals hundert Stunden später die Sonne wieder aufgeht, entstehen aus ihrem Samen, der die Kälte im Boden überdauert hat, neue Pflanzen, die innerhalb von zwei Stunden zur gleichen Höhe wie diese hier aufwachsen.«

Er schritt um eines der Gewächse herum, betrachtete es aufmerksam von allen Seiten und schüttelte den Kopf.

»Seltsam, was es für Lebewesen im All gibt, nicht wahr?«

Lenzer war an den riesigen Löwenzahngewächsen wenig interessiert, fühlte sich aber verpflichtet, etwas zu sagen.

»Ich frage mich«, meinte er, »ob man von diesen hier auch schwarze Flecken auf den Fingern kriegt, wenn man sie abbricht.«

Untcher sah ihn an. Er konnte merkwürdige Gesichter machen, als wisse er in seiner ewigen Zerstreutheit nicht, welches am besten zu welcher Gelegenheit paßte.

»Sie leiden unter einem akuten Mangel an Romantik, junger Mann«, stellte er fest. »Sorgen Sie sich nicht um Ihre Finger, ziehen Sie Handschuhe an! Und jetzt kommen Sie mit, verflixt noch mal!«

Lenzer folgte ihm. Untcher zwängte sich zwischen

den Löwenzahnbüschen hindurch und versuchte, das Ufer zu erreichen. Das war nicht schwierig, wenn man die Winzigkeit der Insel bedachte. Zwischen den übermannshohen Blättern der Büsche war es jedoch leicht, die Übersicht zu verlieren.

So passierte es Thomea Untcher, daß er den schmalen Meeresarm, der sich ein paar Meter weit ins flache Land hereinzog, erst bemerkte, als er mit einem Fuß schon im Wasser stand. Erschreckt zog er ihn zurück und klammerte sich, um den Halt nicht zu verlieren, an eines der Löwenzahnblätter.

Lenzer lächelte. In diesem Augenblick drehte Untcher sich um und sah es.

»Kein Grund zum Spott, junger Mann«, tadelte er. »Sie wissen auch nicht besser als ich, was für Untiere es in diesem fremden Gewässer gibt. Die arkonidischen Kataloge sind in dieser Beziehung nicht genau.«

Lenzer dachte sich, daß man in einem handspannentiefen Gewässer nicht, allzu viele Untiere zu finden erwarten könnte; aber er schwieg. Er kannte Thomea Untchers Fähigkeit, einem Gesprächspartner - zumal dann, wenn er anderer Meinung war - in seiner unnachahmlichen, scheinbar so zerstreuten und fahrigen Art das Wort so lange im Mund herumzudrehen, bis der also Behandelte nicht mehr wußte, was er sagen sollte.

Untcher beugte sich, das Blatt nicht aus der Hand lassend, ein Stück weit nach vorne, um auf das Meer hinaussehen zu können. »Unglaublich, soviel Wasser«, kommentierte er.

Lenzer stimmte lebhaft zu. »Nicht nur hier«, sagte er. »Überall.«

»Ja«, antwortete Untcher und zog sich mit elegantem Schwung zurück. »Ich sehe, Sie sind fast so gescheit wie ich. Eines Tages werden Sie es ...«

Etwas unterbrach ihn. Das Wasser der kleinen Meereszunge war in Bewegung geraten. Winzige Wellen hüpfen über die bisher glatte Oberfläche und sprangen plätschernd an Land. Thomea Untcher betrachtete sie mit dem Ausdruck äußerster Ratlosigkeit.

In diesem Augenblick teilte sich das Wasser, und ein Kopf kam zum Vorschein. Was für ein Kopf! Ein haarloses, grünhäutiges Gebilde, erschreckend rund, mit zwei großen Augen, deren Pupillen, wie hinter einem halb durchsichtigen Vorhang verborgen, matt leuchteten, einer schmalen Nase und einem breiten, dünnlippigen Mund.

Das Wesen, zu dem der Kopf gehörte, bewegte sich mit unerwarteter Schnelligkeit. Seit dem Plätschern der ersten Wellen waren noch keine fünf Sekunden vergangen, da schoß der unheimliche, schuppenhäutige Fremde aus dem Wasser und ließ keinen Zweifel daran, daß er die beiden überraschten Terraner als Feinde betrachtete.

»Wehr dich. Lenzer!« schrie Thomea Untcher.

*

Kayne Stowes war davon überzeugt, daß es auf dieser Insel keine Gefahr für die FINMARK geben konnte, trotzdem versah er seine Pflicht mit Aufmerksamkeit. Von Zeit zu Zeit ging sein Blick über den großen Panoramabildschirm, der die Umgebung des Schiffes zeigte und jede Einzelheit der kleinen Insel deutlich erkennen ließ. Manchmal konnte Kayne Stowes die schmale, kleine Gestalt Thomea Untchers oder die hochgewachsene, breitschultrige Phil Lenzers zwischen den hohen Büschen auftauchen sehen.

Eine eigenartige, einschläfernde Ruhe lag über dem sonnenbeschienenen Bild. Während die Minuten verstrichen, begann Kayne Stowes zu glauben, er höre die Bienen summen, und ein fast unwiderstehliches Verlangen befiel ihn, seinen Posten zu verlassen, hinauszugehen und sich irgendwo unter dem blauen Himmel ins Gras zu legen.

Ran Loodey schien es nicht anders zu gehen. Er saß vor dem Funkgerät und schien ziemlich genau zu wissen, daß es jetzt und in den nächsten Stunden dort für ihn nichts zu tun geben würde. Kayne hörte ihn dann und wann seufzen, und es klang so, als wolle er das Mitleid des Ersten Offiziers erwecken, um sich auf diese Weise eine Stunde Urlaub oder auch zwei einzuhandeln.

Aber die FINMARK befand sich immer noch im Alarmzustand. Die Geschützstände waren doppelt besetzt, und jeder Mann stand oder saß an seinem Posten. Es gab eine Menge Leute, die glaubten, Thomea Untcher hätte seine übergroße Vorsicht an einem tauglicheren Objekt praktizieren sollen als ausgerechnet an einer fahrmüden Mannschaft, die mit einem völlig intakten, vorzüglich ausgerüsteten Raumschiff auf einer unterentwickelten, gefahrlosen Welt gelandet war und keine anderen Sorgen hatte, als so schnell wie möglich in die Kabine zu kommen und wenigstens zehn Stunden ohne Unterbrechung zu schlafen.

Aber Thomea Untchers Befehle besaßen Gewicht. Niemand wagte es, seinen Posten zu verlassen. Sie fixierten die Zielautomatik, die Tasterschirme und die Meßgeräte, bis ihnen die Augen zu tränen begannen; dann riefen sie die Ablösung herbei und ruhten sich für ein paar Minuten aus, immer davon überzeugt, daß alles völlig überflüssig sei.

Bis sie plötzlich entdeckten, daß draußen tatsächlich etwas vor sich ging. Kayne Stowes fuhr aus dem Brüten auf, als er hinter einem der Büsche eine rasche, schemenhafte Bewegung gesehen zu haben glaubte. Er wußte genau, daß Untcher und

Lenzer sich in eine andere Richtung gewandt hatten. Was er gesehen hatte, konnte keiner von ihnen gewesen sein.

Sekunden später allerdings war er schon nicht mehr sicher, ob er überhaupt etwas gesehen hatte. Das Ganze war so schnell vor sich gegangen, daß es ebenso gut ein Reflex seiner überreizten Sehnerven gewesen sein konnte. Ein einziges Blatt eines Löwenzahnbushs bewegte sich schwankend, obwohl es nach Aussage der Aerometer keinen Wind draußen gab. Aber das allein war schließlich kein Beweis.

Kayne Stowes Neugierde war jedoch geweckt. Er beobachtete den Bildschirm in der Umgebung der Stelle, an der er die verdächtige Bewegung gesehen zu haben glaubte. Er versuchte, die Geschwindigkeit des unbekannten Dings - was immer es auch gewesen sein mochte - abzuschätzen und herauszufinden, an welcher Stelle es wahrscheinlich zum nächstenmal auftauchen würde.

Es stellte sich heraus, daß er sich gewaltig verschätzt hatte. Das Unbekannte war wesentlich schneller, als Kayne Stowes vermutete; aber als es zum zweitenmal auftauchte, war der Effekt so deutlich, daß Kayne ihn nicht übersehen konnte. Da stand ein Fremder am Schiff. Er war zwischen den Büschen herausgekommen, niemand konnte genau sagen, wo und wann, und stand nun auf dem freien Platz, den das Feldtriebwerk der FINMARK geschaffen hatte, indem es die Löwenzahngewächse aus der Erde gerissen und zur Seite schleuderte.

Kayne Stowes sah sich das fremde Geschöpf an. Er wußte, daß es auf Opgan eine eigenartige Spezies gab, die auf den ersten Blick humanoid wirkte und die Spuren jahrtausendelanger Gewöhnung an das Wasser erst bei genauerem Hinschauen enthüllte. Trotzdem erschreckte ihn der Anblick. Das Wesen, das vor dem Schiff stand, war von durchschnittlicher Größe. An Kleidung trug es nicht mehr, als man von einem Bewohner Zentralafrikas erwartet haben würde. Sein Körper glänzte, und Wasser rann in kleinen Bächen an ihm herunter auf den Boden. Eine Haut aus glatten, handgroßen Schuppen vervollständigte die Fremdartigkeit der Erscheinung.

Kayne Stowes ließ die Hand nach vorne schießen und den Alarmknopf drücken, eine mechanische, unbedachte Bewegung. Sirenen heulten auf und erfüllten das Schiff mit ihrem Lärm. Als ob der Fremde es hätte hören können, verschwand er im gleichen Augenblick. Mit einer unglaublich schnellen Bewegung, die den Eindruck erweckte, er könne sich in Nichts auflösen. Sergeant Loodey fuhr in die Höhe. »Stellen Sie einen Trupp von zwanzig Leuten zusammen und kämmen Sie die Insel ab!« befahl Stowes. »Etwas ist dort draußen in Gang, und ich will genau wissen, was es ist!«

Alle Müdigkeit schien plötzlich von Loodey

abgefallen. Noch während er den Befehl erhielt, suchte er sich in Gedanken die Leute aus, die er mitnehmen wollte, und als Stowes geendet hatte, brauchte er sich nur umzudrehen, das Mikrophon des Interkoms zur Hand zu nehmen und die Namen herunterzusagen.

Kayne Stowes wurde sich der Gefahr bewußt, in der Thomea Untcher und Phil Lenzer sich befanden. Fremde waren auf der Insel, und ihr Benehmen war nicht gerade das harmloser, friedliebender Wesen. Opghan war eine arkonidische Kolonie. Die Ephoger, so primitiv sie auch immer sein mochten, wußten, was ein Raumschiff war und wie es aussah. Der Fremde war nicht vor dem Anblick der FINMARK erschrocken. Er hatte sich verstecken wollen.

Stowes griff nach dem Mikrophon, das ihn über die ständig eingeschaltete Funkanlage mit Untcher und Lenzer verband. Aber noch bevor er das erste Wort sagen konnte, hörte er Thomea Untchers lauten Befehl: »Wehr dich. Lenzer!« Gedanken in wildem Reigen tanzten ihm durch den Schädel. Was war mit Untcher und Lenzer geschehen? Wo waren sie überhaupt? Wer griff sie an?

Er kam nicht mehr dazu, sich darum zu kümmern. Von einem Augenblick zum ändern begann der Landeplatz der FINMARK von grünen, schuppenhäutigen Gestalten der Fremden zu wimmeln. Sie griffen das Schiff an! Weiß der Himmel, es war zum Lachen; denn sie trugen keine Waffen außer kleinen, metallisch schimmernden Zylindern, die wie winzige Thermosflaschen aussahen. Die Schleusenschotte der FINMARK waren so fest verschlossen, daß ihnen niemand, es sei denn mit einem Thermogeschütz, etwas anhaben konnte.

In Kayne Stowes Verstand jedoch keimte der Verdacht auf, daß die Fremden wissen mußten, was sie taten. Sie waren primitiv, aber sie kannten Raumschiffe, und sie würden nicht mit bloßen Händen einen metallenen Koloß angreifen, wenn sie nicht überzeugt wären, daß sie auf irgendeine Weise ihr Ziel erreichen könnten. Die Lage war unwirklich, und Kayne Stowes wußte eine Zeitlang nicht, was er unternehmen sollte. Dazu kam, daß die Fremden, während sie auf die FINMARK zustürmten, unter der Rundung des Schiffes aus dem Bereich der Bildaufnahmegeräte verschwanden und niemand mehr sehen konnte, was sie eigentlich taten.

Stowes spielte für einen Augenblick mit dem Gedanken, die Schiffsgeschütze einzusetzen und die Umgebung der FINMARK in wenigen Sekunden von aller Gefahr zu reinigen. Aber die Reichweite der Geschütze war beträchtlich und die Insel klein. Niemand hätte dafür garantieren können, daß die Geschütze nicht auch Untcher und Lenzer in Gefahr brachten.

Inzwischen sammelte Ran Loodey seine Einsatzgruppe. Kaum einer von den Männern wußte, was eigentlich geschehen war. Loodey instruierte sie mit knappen Worten. »Wir werden die Fremden gefangennehmen oder davonjagen«, schloß er.

An der Spitze seiner Leute verließ er den Kommandostand und schlug den Weg zu derselben Fußschleuse ein, durch die Thomea Untcher und Phil Lenzer das Schiff verlassen hatten.

Ran Loodey war ein Mann, der keine Bedenken kannte. Man hatte ihm den Befehl gegeben, ein paar schuppenhäutige Fremde aus der Umgebung der FINMARK zu vertreiben, und genau das würde er tun. Es war lächerlich zu glauben, die Fremden könnten irgendwelchen nennenswerten Widerstand leisten. Wahrscheinlich würden sie ein paar von ihnen mit ihren weittragenden Waffen verwunden müssen, um den Rest zu überzeugen, daß sie besser stehenblieben, die Arme hochnehmen und sich widerstandslos gefangennehmen ließen.

Loodey nahm sich nicht einmal die Zeit, seinen Helm überzuziehen und ihn ordnungsgemäß mit dem Schulterstück zu verschließen, so sicher war er seiner Sache, daß er seinen Auftrag in wenigen Minuten erfolgreich ausgeführt haben würde. Mit schußbereiter Waffe sprang der Sergeant aus der Schleuse hinunter auf den weichen, federnden Inselboden, und seine Männer folgten ihm mit gleicher Behendigkeit, wie Fallschirmjäger aus einem Flugzeugluk durch die schmale Öffnung der Schleuse herausspringend.

Der Gegner war überall. Ran Loodey hatte keine Ahnung, was die grünen, fischhäutigen Fremden an der Außenhaut des Schiffes zu suchen hatten und wozu die kleinen Thermosflaschen gut waren, mit denen sie herumhantierten. Allein der Gedanke, daß sich da jemand an der FINMARK zu schaffen machte, der nicht die mindeste Berechtigung oder Erlaubnis dazu hatte, brachte Loodeys wohlgeschulten Sergeantengeist in Wallung, und mit Donnerstimme dröhnte Loodeys Befehl über die Lichtung: »Drauf, Jungens!« Der nächste der Fremden war nicht weiter als ein paar Schritte von Ran Loodey entfernt. Er kniete am Boden, den Körper zurückgelehnt, so daß er sich der Rundung der Schiffswand anpaßte, und hielt den kleinen Behälter, über dessen Funktion sich Loodey nicht im klaren war, gegen das schimmernde Metall gepreßt. Er sah Loodey kommen, aber er rührte sich nicht. Im Sprung schob der Sergeant die Waffe wieder in den Gürtel, streckte die Hände aus und packte den Ephoger beim Kopf. Mit einem mächtigen Ruck zog er ihn auf die Beine, stellte ihn sich zurecht und versetzte ihm einen so gut gezielten Kinnhaken, daß er sicher war, wenigstens dieser eine Gegner würde sich im Laufe der nächsten beiden Stunden nicht

mehr rühren können.

Inzwischen war überall der Kampf in vollem Gange. Loodeys Leute verzichteten darauf, die Waffen zu gebrauchen. Die Fischwesen selbst hatten keine, und es widersprach der terranischen Mentalität, einen Gegner, der nichts hatte als seine Fäuste, um sich zu verteidigen, mit einer überlegenen Waffe anzugreifen. Sie bedienten sich ebenfalls der Hände, und da sie sich ihrer Aufgabe mit unwiderstehlichem Elan widmeten, hallten bald die Schmerzensschreie der unsanft behandelten Ephoger über die Insel.

Nachdem der Sergeant selbst vier Gegner mit seinen Fäusten ausgeschaltet hatte, wurde er des leichten Kampfes überdrüssig.

»Aufhören!« dröhnte sein zorniger Befehl. »Das ist keine Arbeit für uns! Laßt sie laufen!«

Es dauerte eine Weile, bis die Männer gehorchten. Als sie endgültig von den Schuppenhäutigen abließen, da waren von denen nur noch sieben oder acht bewegungsfähig.

Ran Loodey wandte sich ab, ohne dem Gegner oder den Metallzylindern, die überall auf dem Boden verstreut lagen, Beachtung zu schenken.

»Zurück an Bord!« befahl er und kümmerte sich nicht darum, was seine Männer über den Befehl dachten.

Der eigenartige Gedanke kam ihm, daß es unrecht von Kayne Stowes gewesen sei, ihm diesen Auftrag zu erteilen. Plötzlich taten ihm die Eingeborenen leid. Er blieb stehen und sah sich um. Es verschaffte ihm eine seltsame Befriedigung zu sehen, daß einige der Ephoger sich schon wieder zu rühren begannen und die Augen aufschlugen. Mit der Zeit würden sie alle aufwachen und sich davonmachen.

Ran Loodey entschloß sich, Kayne Stowes ganz gewaltig die Meinung zu sagen über den widerwärtigen Auftrag, den er ihm da gegeben hatte.

*

Es war bezeichnend für Thomea Untcher, wie schnell er sich der neuen Lage anpaßte. Bevor Phil Lenzer noch richtig begriffen hatte, was da eigentlich geschah, hatte Untcher den ersten, mit blanken Fäusten vorgetragenen Angriff des fremden Wesens pariert und war nun dabei, den Gegner ins Wasser zurückzutreiben.

Lenzer wollte ihm zu Hilfe kommen, aber das war nicht mehr nötig. Mit einer Behendigkeit, die niemand ihm zugetraut hätte, setzte Untcher dem Fremden nach. Plötzlich machte es ihm nichts mehr aus, daß er dabei ins Wasser hineinsteigen mußte. Er trieb den Gegner vor sich her, bis er kniehoch im Wasser stand, dann holte er zu einem mächtigen Schlag aus, traf den Fischhäutigen voll und sah, wie

seine Augen starr wurden und er der Länge nach platschend ins Wasser fiel. Er ging sofort unter, aber Thomea Untcher hatte nicht die Absicht, ihn ertrinken zu lassen. Er bückte sich, und seine Arme glitten ins Wasser, die Hände spreizend und in der trüben Flüssigkeit eifrig nach dem Körper des bewußtlosen Fremden suchend. Es überraschte ihn, daß er ihn nicht finden konnte. Er reichte mit den Händen bis auf den Grund, und der schmale Meeresarm war an dieser Stelle nicht breiter als anderthalb Meter. Es gab keinen Platz, an dem sich ein Bewußtloser hätte verstecken können.

Verwundert watete Untcher noch ein paar Schritte weiter zum offenen Meer hin, aber auch dort war von dem Bewußtlosen keine Spur zu finden. Unverdrossen suchte Untcher weiter, bis plötzlich weit draußen auf dem Meer der gleiche Kopf auftauchte, den er vor ein paar Minuten schon einmal aus dem Wasser des schmalen Fjords hatte hervorschießen sehen. Untcher glaubte zu erkennen, daß der Fremde lachte. Er sah, wie er den Arm hob, als wolle er die Faust schütteln, und hörte ihn ein paar gurgelnde, unverständliche Laute ausstoßen. Dann verschwand der Spuk. Das Meer lag wieder glatt und beinahe reglos wie zuvor.

Dafür drang jetzt aus dem Hintergrund lautes Gebrüll. Man hörte Schmerzensschreie und das Rufen von Befehlen in englischer Sprache. Thomea Untcher kletterte an Land zurück. Den eigenartigen Fischmenschen, der im selben Augenblick, als er ins Wasser fiel, wieder zu Bewußtsein gekommen sein mußte, hatte er schon fast vergessen. Mit harter, zielbewußter Stimme, die ganz anders klang, als man es von ihm gewohnt war, fragte er über Helmfunk:

»Stowes! Was ist da los?« Mit mechanischer Handbewegung streifte Phil Lenzer den Helm vollends über den Kopf und schloß ihn. Er hörte Kayne Stowes Stimme hastig antworten:

»Eingeborene greifen das Schiff an, Sir! Sergeant Loodey ist mit ein paar Männern draußen und vertreibt sie. Sie setzen sich kaum zur Wehr. Loodey hat anscheinend ...« Untcher unterbrach ihn. »Geben Sie den Befehl, daß jedermann einen vollständigen Raumanzug trägt, gleichgültig, ob er sich an Bord oder außerhalb des Schiffes befindet. Verstanden?«

»J-ja, Sir«, antwortete Stowes zögernd, offenbar völlig ahnungslos, was der Befehl zu bedeuten hätte.

»Beeilen Sie sich!« drängte Thomea Untcher. »Es ist keine Zeit zu verlieren. Abgesehen davon scheint die Lage nicht besonders gefährlich zu sein. Wir kommen an Bord zurück. Ende.«

Dann zwängte er sich zwischen zwei dicht beieinanderstehenden Büschen hindurch und marschierte so schnell in die Richtung zurück, aus der sie gekommen waren, daß Phil Lenzer ihm kaum folgen konnte.

»Verzeihung, Sir«, keuchte Lenzer, als er schließlich aufgeholt hatte, »haben Sie spezielle Befürchtungen ... ich meine wegen des Befehls, die Raumanzüge zu tragen?«

»Nicht gerade speziell«, antwortete Untcher trocken, ohne sein Tempo zu verringern. »Haben Sie auf den Fremden geachtet, mit dem ich mich herumgeschlagen habe?«

»Ja, natürlich.«

»Schön. Was haben Sie an ihm bemerkt?«

Lenzer stutzte. »Daß seine Hautfarbe grün war und daß er Schuppen trug.«

»Kluges Kind«, brummte Untcher. »Sonst nichts?«

»N-nein, Sir.«

»Daß er einen kleinen Metallzylinder unter dem linken Arm trug und den linken Arm fast nie bewegte aus lauter Angst, er könnte das Ding verlieren?«

Lenzer gab zu, dies nicht gesehen zu haben. »Sie müssen Ihre Beobachtungsgabe schulen, junger Mann«, tadelte Untcher. »Was, glauben Sie, war in dem Zylinder? Meinen Sie, die schuppenhäutigen Leute tragen ihren Nachmittagskaffee mit sich herum, wenn sie ein Schiff angreifen?« Lenzer war nicht der Ansicht. »Na also«, sagte Thomea Untcher. »Vielleicht kennen sie ein Giftgas, mit dem sie die Besatzung der FINMARK außer Gefecht zu setzen hoffen. Wer weiß! Auf jeden Fall müssen wir vorsichtig sein.«

In diesem Augenblick durchdrangen sie den Buschsaum, der den Landeplatz der FINMARK umgab. Von Ran Loodey und seinen Leuten war nichts mehr zu sehen. Auch der Gegner war verschwunden. Nur die vielen Fußspuren zeugten davon, daß hier ein Kampf stattgefunden hatte.

»Loodey hat sie wahrscheinlich alle gefangengenommen und mit ins Schiff geschleppt«, murmelte Untcher in Gedanken. »Er hätte sich was Besseres einfallen lassen können. Wahrscheinlich waren die Burschen auf nichts anderes aus.«

Er gab Kayne Stowes die Anweisung, die Fußschleuse zu öffnen, und schwang sich hinauf, als das Schott zur Seite geglitten war.

»Ist Loodey mit den Gefangenen schon bei Ihnen?« fragte er Stowes. Stowes Antwort klang eigenartig. »Er ist hier bei mir«, sagte Stowes, »aber Gefangene hat er keine gemacht. Und ich muß sagen, er benimmt sich höchst eigenartig.«

»Eigenartig?« fragte Untcher verwundert.

»Ja, Sir. Er macht mir Vorwürfe ...«

»Schon gut«, unterbrach ihn Untcher. »Ich komme!«

Mit langen Schritten marschierte er auf dem Rollband entlang, das durch den Hauptgang lief, um keine Sekunde zu verlieren. Phil Lenzer folgte ihm und fragte sich verwundert und ziemlich atemlos, woher der kleine Mann die Kräfte nahm, eine solche

Geschwindigkeit zu entwickeln.

Das Bild, das sich Thomea Untcher bot, als er den Kommandostand betrat, war ohne Zweifel eigenartig. Kayne Stowes hatte nicht übertrieben. Stowes selbst stand in vollem Raumanzug, mit geschlossenem Helm, in der Nähe des Pilotenpults. Vor ihm hatte sich Ran Loodey aufgebaut, und in weitem Halbkreis um Loodey standen ein paar von den Leuten, die mit ihm zusammen die Schuppenhäutigen verprügelt und vertrieben hatten. Weder Loodey noch seine Leute trugen den Helm geschlossen. Loodey schien zornig zu sein. Sein Gesicht war gerötet, und es war offenbar, daß Untchers Auftauchen ihn mitten im Satz unterbrochen hatte.

Thomea Untcher trat in die Mitte des Raumes. Plötzlich war er nicht mehr der nervöse, zerfahrene Mann, der keines seiner eigenen Worte ernst zu nehmen und sich über jedermann lustig zu machen schien. Das Gesicht mit den unzähligen Falten und den klugen Augen war ernst, und Untchers Stimme klang hart, als er sich an Loodey wandte und ihn fragte:

»Ich habe den Befehl gegeben, vollständigen Raumanzug zu tragen, Sergeant. Warum ist Ihr Helm nicht geschlossen?«

Ran Loodey blinzelte. Einen Augenblick lang schien er sich nicht darüber im klaren, in welcher Form er antworten sollte. Schließlich trat er einen Schritt auf Untcher zu und erklärte unverfroren:

»Was ich mit meinem Helm mache, geht Sie einen feuchten Lehm an, Untcher. Sie und Stowes und Lenzer haben mir nicht ein einziges Wort mehr zu sagen. Ich ...«

Er kam in Fahrt, aber Untchers kalte, ruhige Stimme schnitt seine Rede mitten entzwei.

»So! Und warum sind Sie dieser Ansicht, Sergeant?«

Thomea Untcher hatte die Augen zu schmalen Spalten zusammengekniffen. Phil Lenzer konnte ihn über die Schultern der vor ihm stehenden Männer hinweg gut beobachten. Er staunte über die Veränderung, die plötzlich mit dem unscheinbaren Mann vor sich gegangen war. Er wußte, er würde sich von diesem Augenblick an niemals mehr über Thomea Untcher lustig machen können, was für seltsame Dinge er auch immer sagte oder tat.

»Das geht Sie wieder nichts an, Untcher!« schrie Loodey wütend. »Ich hab's einfach satt, mich herumkommandieren zu lassen. Ich bin mein eigener ...«

»Kommen Sie her, Sergeant!« fuhr Untcher ihn an.

Der Befehl war so zwingend, daß Loodey gehorchte, ohne daran zu denken, daß er von nun an sein eigener Herr hatte sein wollen. Einen Schritt vor Untcher blieb er stehen. Untcher beobachtete ihn eine Weile aufmerksam. Er sah ihm ins Gesicht, als

erwarte er, dort etwas zu finden, was über Loodeys seltsames Benehmen Aufschluß gab. Dann sagte er mit ruhiger Stimme: »Sie stehen unter Arrest, Sergeant. Geben Sie mir Ihre Waffe!«

Eine Sekunde lang war Loodey verblüfft. Dann fing er an zu lachen. Er beugte sich halb nach hinten, legte den Kopf in den Nacken und wollte sich vor Lachen ausschütten.

Da schnellte Thomea Untcher nach vorn. Niemand sah genau, was er tat. Er schien Loodey an den Hals zu fahren; aber in Wirklichkeit stand er schon wieder ruhig auf seinem Platz, bevor noch jemand gewahr wurde, daß überhaupt etwas geschehen war.

Ran Loodeys Lachen erstarb mit einem gurgelnden Laut. Loodeys mächtiger Körper kam ins Wanken und stürzte schließlich dröhnend zu Boden. Loodey gab noch einen Seufzer von sich, dann lag er still.

Thomea Untcher kümmerte sich nicht mehr um ihn. Er beobachtete die Männer, die zwischen ihm und Phil Lenzer standen. Er sah, wie sie sich zum Angriff bereit machten. Er sah den Zorn auf ihren Gesichtern und wußte, daß sie auf der Seite ihres Sergeanten standen. Phil Lenzer hatte noch nichts davon bemerkt, und wenn die Männer alle auf einmal zuschlugen, hatte er keine allzu große Chance gegen sie.

Untcher zog seine Waffe und richtete sie auf die Gruppe von Loodeys Leuten. Fast freundlich sagte er:

»Ich weiß, was ihr denkt, Männer. Aber ihr werdet nicht dazukommen, es auszuführen.« Seine Stimme gewann an Schärfe. »Legt die Waffen ab! Sofort!«

Sie zögerten. Sie waren acht, ihnen gegenüber standen nur drei. Aber Untcher, der gefährlichste der drei, gab dem Lauf seiner Waffe einen kleinen Ruck und richtete sie dem vordersten von Loodeys Männern mitten auf die Brust.

»Ich zähle bis drei, meine Freunde«, erklärte er dazu.

Mehr nicht. Dann begann er zu zählen. Er hatte die Zwei noch nicht ganz ausgesprochen, da klapperten die Impulsstrahler auf den Boden, und Loodeys Leute hoben, ohne dazu aufgefordert zu sein, die Arme.

Untcher schob die Waffe wieder in den Gürtel. Wenn er jetzt erleichtert war, dann merkte man es ihm nicht an. Er befahl Phil Lenzer, die Leute in sicheren Gewahrsam zu nehmen und auch den bewußtlosen Loodey einzusperren. Dann fragte er Stowes:

»Wo sind die übrigen Männer, die Loodey mit draußen hatte?«

»Zurück an ihre Posten, Sir«, antwortete Stowes. »Ich ...«

»Das sagen Sie«, unterbrach ihn Untcher. »Ich möchte wissen, wo sie wirklich sind!« Er sah sich um. »Rufen Sie die Leute zusammen!« befahl er

Stowes. »Alle, und zwar jedes Deck, jeden Raum einzeln.«

Wie im Traum wandte Stowes sich um und schaltete den Interkom ein. Er begann im A-Deck, in einem der Geschützstände, die doppelt bemannt waren, seitdem die FINMARK sich im Alarmzustand befand.

Das Bild, das sich ihm auf dem kleinen Bildschirm bot, war erschreckend. Die Männer hockten rauchend auf dem Boden und waren anscheinend in eine erregte Diskussion vertieft. Keiner von ihnen, kein einziger, saß auf dem Platz, auf den er gehörte.

Kayne Stowes brauchte eine Weile, um mit seiner Stimme den Lärm zu durchdringen, den die Männer verursachten. Keiner von ihnen hielt es für der Mühe wert aufzustehen. Einer von ihnen rief, nachdem sie Stowes Befehl verstanden hatten:

»Wir sehen bei Gelegenheit mal vorbei! Im Augenblick haben wir Wichtigeres zu tun!«

Das war alles, und so sehr Kayne Stowes auch tobte und schrie, er konnte die Männer zu keiner weiteren Äußerung veranlassen.

Er schaltete den Interkom ab und wandte sich um, blaß und mit schreckgeweiteten Augen. Seine Lippen bewegten sich tonlos, als finde er nicht mehr die Kraft, Worte zu formen. Untcher kam ihm zuvor.

»Ich habe gesagt alle Leute«, mahnte er ruhig. »Jedes Deck, jeden Raumeinzeln.«

Stowes wandte sich wieder um, unterbrach sich aber mitten in der Bewegung. Er wirbelte zurück und fragte mit hysterischer, schreiender Stimme:

»Was ist das, Sir? Was, in Teufels Namen, ist in die Leute gefahren?« Thomea Untcher lächelte nur. »Ich weiß es nicht, Stowes«, antwortete er. »Etwas Fremdes, etwas Unheimliches. Wir müssen es herausfinden.«

*

Was sie zunächst herausfanden, war etwas anderes.

Von der gesamten Besatzung der FINMARK waren nur noch vierzehn Mann bereit, den Befehlen ihrer Offiziere zu gehorchen. Alle anderen, bei weitem die Mehrzahl, verhielt sich renitent oder gar aufsässig, und zwar derart, daß Thomea Untcher fürchtete, sie würden binnen kurzem auf die Idee kommen, sich des Schiffes zu bemächtigen.

Da sie sich jedoch wenigstens im Augenblick noch nicht ganz klar waren, was sie unternehmen sollten, nutzte Untcher die Gelegenheit, verriegelte mit Hilfe der zentralen Sicherheitsschaltung sämtliche Schotte der FINMARK und ließ über das Belüftungssystem die Räume, in denen sich die Aufsässigen aufhielten, mit einem narkotisierenden Gas belüften. Innerhalb weniger Minuten beseitigte er auf diese Weise wenigstens die unmittelbare Gefahr. Aber mit

Schweiß auf der Stirn dachte er daran, daß die FINMARK in diesen Minuten fast völlig wehrlos war und der unbekannte Gegner sich für einen zweiten Angriff keinen günstigeren Zeitpunkt hätte aussuchen können als diesen.

Aber die Minuten verstrichen, ohne, daß etwas geschah. In mühsamer Arbeit wurden die Bewußtlosen Mann für Mann geborgen und in die Mannschaftsmesse gesperrt. Thomea Untcher ließ ihnen die Möglichkeit, den Kommandostand über Interkom anzurufen. Das war Wichtig, falls sie sich eines Besseren besannen und den Widerstand aufgaben.

Dann ließ er feststellen, wieviel Mediziner oder sonstige Sachverständige sich unter den vierzehn normalen Männern befanden, und beauftragte schließlich Stabsarzt Dunyan damit, Sergeant Loodey zu untersuchen. Dunyan war der ranghöchste Mediziner an Bord, und Thomea Untcher war glücklich, daß ausgerechnet er von dem Unheil verschont geblieben war.

Dunyan untersuchte zunächst die Luft an Bord der FINMARK, aber abgesehen von einem ungewöhnlich hohen Narkosegasgehalt, dessen Quelle bekannt war, konnte er keine fremden Bestandteile feststellen. Dabei lag der Schluß nahe, daß die Aufsässigen in Wirklichkeit das Opfer eines unbekannten Kampfgases geworden seien; denn die vierzehn Übriggebliebenen hatten samt und sonders vorschriftsmäßig Raumanzüge mit geschlossenen Helmen getragen und führten ihre Rettung gerade darauf zurück. Dunyans Messungen schienen diese Theorie zu widerlegen.

Auch Loodeys erste Untersuchung brachte keine sensationellen Resultate. Loodey war bewußtlos und zeigte keine anderen Symptome als die, die man an einem Mann erwartet haben würde, der einen gut gezielten Handkantenschlag erhalten hatte. Alles, was Dunyan im Augenblick sagen konnte, war, daß Loodey Schluckbeschwerden haben würde, wenn er zu sich kam.

»Wie lange brauchen Sie für eine gründliche Untersuchung, Doktor?« fragte Thomea Untcher, nachdem Dunyan ihm berichtet hatte. »Ich meine: so gründlich, daß Sie sagen können, was in seinen Adern fließt und warum er sich so närrisch benimmt?«

Dunyan schätzte vier bis fünf Stunden. Untcher trug ihm auf, sich sofort an die Arbeit zu machen und es in zwei bis drei Stunden zu schaffen. Von den dreizehn übrigen »Normalen« stellte er zwei Mann ab, Dunyan zu helfen, die anderen rief er in den Kommandostand, um mit ihnen die Lage zu beraten.

Das war zu der Zeit, als draußen die Sonne unterging. Die Temperaturen begannen, mit atemberaubender Geschwindigkeit zu sinken.

Opgahns dünne Atmosphäre ließ die Wärme, die der gewaltige Ozean während des Tages aufgesammelt hatte, fast ungehindert in den Weltraum hinaustreten. Das Wasser des Ozeans war außergewöhnlich salzarm. Eine Stunde nach Sonnenuntergang begann das mächtige Weltmeer zu gefrieren und die kleine Insel, auf der die FINMARK stand, mit einem Wall von Eis zu umgeben.

3.

Das war die Zeit, in der Furcht die grünhäutigen, schuppenbedeckten Wesen auf dem Grund des Meeres zu packen pflegte. In frühen Jahrtausenden, zu Beginn ihrer Geschichte, hatten sie keine festen Städte gekannt und waren vor dem dunklen Rand der Nacht, der sich langsam über das Meer schob, immer nach Westen geflohen, hinter der schwindenden Sonne drein. Wer zurückblieb, war verloren. Denn von Natur aus war ein Ephoger nicht dazu befähigt, bis in solche Meerestiefen vorzustößen, in denen sich der krasse Temperaturunterschied nicht mehr auswirkte und das Wasser flüssig blieb.

Einstmals waren sie ewige Wanderer gewesen. Während seines Lebens pflegte ein Ephoger seine Heimatwelt wenigstens zehnmal zu umrunden, das erstemal im Schwimmkorb der Mutter, danach aus eigener Kraft. Die kleinen Inseln an der Oberfläche des Meeres, insgesamt 3634 an der Zahl, waren ihm Rastplatz und Treffpunkt mit anderen seines Volkes.

Dann war das Jahr gekommen, in dem der Motor erfunden wurde. Von da an hatten die Ephoger es nicht mehr nötig gehabt, schwimmend vor der Kälte zu flüchten. In großen Schiffen waren sie über die Meere gefahren, und ihr Leben war nicht mehr so voller Gefahr wie bisher gewesen. Die alte Angst jedoch war geblieben. Wenn die Sonne zu sinken begann, fingen sie an zu zittern, aus Furcht davor, sie könnten zurückbleiben und vom Eis eingeschlossen werden. Ein Ephoger konnte zwar den hohen Wasserdruck der Tiefsee ertragen, aber Temperaturen tiefer als 250 Grad absolut überlebte er nur in seltenen Fällen.

Die Zeit der großen Schiffahrten war so schnell zu Ende gegangen, wie sie begonnen hatte. Denn die Ephoger machten die größte Entdeckung ihrer Geschichte: Sie fanden die halbintelligenten Röhrenpflanzen, die ihre langen, hohlen Stengel bis auf den Grund des Ozeans hinuntersenkten, und sie stellten fest, daß die Röhrenpflanzen bereit waren, mit ihnen, den Ephogern, zusammenzuleben und ihnen Nutzen zu bringen, wenn die Ephoger ihrerseits dafür Sorge trugen, daß die Pflanzen nicht mehr unter den messerscharfen Kauleisten der Hchour zu leiden hatten, der großen Raubfische des Meeres.

Die Zusammenarbeit entwickelte sich zu

beiderseitiger Zufriedenheit. Die Hchour waren ohnehin die Feinde der seefahrenden Ephoger; denn für den, der einmal in den Rachen eines Hchour geriet, gab es keine Rettung mehr.

Die Ephoger bauten Städte auf dem Meeresgrund, und die Röhrenpflanzen versorgten sie mit Luft. Die Röhrenpflanzen meldeten, wenn sich irgendwo in der Nähe ein Hchour zeigte, und die Ephoger sandten auf der Stelle eine kleine Expedition aus, die unter den Bestien aufräumte. Fünf lange Opghan-Jahre taten sie das mit solcher Gründlichkeit, daß die Hchour sich nicht mehr in die Nähe der unterseeischen Städte trauten und einen weiten Bogen machten, sobald sie nur ein einziges Licht unter sich auftauchen sahen.

Aber die Angst vor der Finsternis war den Ephogern immer noch geblieben. Die Röhrenpflanzen, die bis dicht unter die Meeresoberfläche hinauftraten und am Wechsel der Tage und Nächte teilnahmen, änderten ihre Farbe, sobald die Sonne unterging. Die Ephoger verstanden bald den Grund: Die Pflanze ging zu einer anderen Art von Stoffwechsel über, die ihre höhergelegenen Teile befähigte, die Kälte der Nacht und den harten Druck des Eises unbeschädigt zu überstehen. Wenn die Pflanzenstengel, die durch die Decken der Zimmer in die Stadt hereinragten, sich von Grün nach Türkis verfärbten und schließlich violett wurden, dann wußten die Ephoger, auch ohne auf die Uhren zu sehen, daß oben über dem Meer die Sonne unterging und daß das Wasser nun zu gefrieren beginnen würde - und empfanden Furcht, die alte, unüberwindliche Furcht des intelligenten Wesens vor den Mächten der Natur, die sich bis in die höchsten Stufen der Zivilisation hinauf erhält.

Nicht anders war es an diesem Abend.

Grghaok, der alte Mann, den die Fremden nicht hatten haben wollen, weil er ihnen zu gebrechlich war, saß in seinem kleinen Zimmer und beobachtete furchtsam den kräftigen Stengel der Pflanze, wie er dunkler wurde und schließlich in der schlechten Beleuchtung des Raumes fast schwarz erschien. Grghaok hatte noch die letzten Tage jener Zeit erlebt, in der die Ephoger schwimmend der Sonne folgten. Einmal hatte er im Korb seiner Mutter Opghan umrundet; als er zum zweitenmal ansetzte, hatten sie schon den Motor erfunden, und er brauchte seine Muskeln und Schwimmhäute nicht mehr anzustrengen.

Grghaok schaltete ein zweites Licht an und schauderte. Er sah an dem Stengel der Pflanze hinauf und hoffte, daß sie das Loch in der Decke dicht genug verschließen würde, so daß die Kälte und die Finsternis nicht hereinkamen.

Grghaok erinnerte sich an die Beobachtung, die er heute nachmittag gemacht hatte. Seltsam, dachte er, Chchaath und die Finsternis fallen mir immer

gleichzeitig ein! Er hatte Chchaath gesehen, wie er mit einem Metallzylinder unter dem Arm durch die Straße ging, auf die große Schleuse zu. Grghaok besaß die fast kindliche Neugierde eines alten Mannes. Es interessierte ihn über alle Maßen zu wissen, was Chchaath dort draußen mit dem Zylinder zu tun hatte. Aber er wußte, daß die Wache ihn davonjagen würde, wenn er dem Schleusentor auch nur nahekam.

Er hoffte, daß Nrrhooch etwas erfahren haben würde, obwohl ihm nicht klar war, wie das Nrrhooch gelungen sein könnte; denn er arbeitete draußen auf den Plantagen, und das war gewöhnlich der letzte Platz, an den Neuigkeiten gelangten.

Grghaoks Neugierde wuchs, während die Minuten verstrichen. Der alte Mann lief im Zimmer auf und ab, fluchte leise, wenn er sich an einem der abgerundeten, glatten Möbelstücke stieß, und als Nrrhooch endlich kam, da zitterte er schon vor Aufregung.

Nrrhooch war müde, man sah es ihm an. Die Farbe seiner Haut war fahlgelb, und die Schuppen standen so weit ab, als wollten sie alle Augenblicke herunterfallen. Nrrhooch warf sich ächzend auf sein Bett, verschränkte die Arme über dem Leib, schloß die Augen und atmete schwer.

Grghaok wußte, daß er ihn gewähren lassen mußte. Die Fremden zwangen die Männer, hart zu arbeiten, und verflucht war der, der einem Mann wie Nrrhooch nach der Arbeit nicht genug Zeit zum Verschnaufen ließ.

Dann, als Nrrhooch sich langsam erhob, um sich eine Mahlzeit zuzubereiten, fragte ihn Grghaok:

»Hast du etwas über Chchaath erfahren?« Nrrhooch wurde wütend. »Die Hchour sollen ihn holen!« rief er erregt. »Nein, ich habe nichts erfahren. Soll es etwas Neues geben?« Grghaok kicherte. »Du brauchst dich um dein Essen nicht zu kümmern, mein Junge. Ich habe es schon fertiggemacht. Es steht dort hinten auf dem Ofen. Nimm es und iß es. Du wirst dich wundern ...«

Verwundert wandte Nrrhooch sich zum Ofen. Er hob die Deckplatte ab, die die Wärme am Entweichen hinderte, und zog mit nackten Fingern den heißen Metalltopf heraus. Er hob auch dessen Deckel, ließ sich den Dampf der Mahlzeit ins Gesicht steigen und bekam große Augen vor Staunen.

»Lkhregh-Flossen!« sagte er überrascht. »Blumen-Gemüse! Grghaok, du hast unser ganzes Geld ausgegeben!«

Es sah nicht so aus, als ob es ihm etwas ausmachte. Er lachte über das ganze Gesicht. Grghaok wehrte ab.

»Nicht allzuviel. Ich konnte es günstig bekommen. Ich dachte, du würdest dich darüber freuen ...«

»... und bereitwilliger auf deine Pläne eingehen, wie?« meinte Nrrhooch lachend. »Das ist es doch,

oder nicht? Sag', was du auf dem Herzen hast!«

Grghaok setzte sich auf das Bett, auf dem Nrrhooch vor kurzem gelegen hatte und wartete, bis der junge Mann anfang zu essen.

»Es muß etwas geschehen, Nrrhooch«, sagte er dann mit leiser, drängender Stimme. »Chchaath ist nur noch selten in der Stadt. Wenn wir überhaupt jemals etwas tun wollen, um unsere Freiheit zurückzuerlangen, dann müssen wir es jetzt tun, bevor Chchaath für immer in der Stadt ist und jeden unserer Schritte beobachtet.«

Nrrhooch ließ sich beim Essen nicht stören. Ohne zu kauen, genußvolle Laute anstoßend, schlang er die Mahlzeit hinunter. Erst nach einer Weile machte er eine abwehrende Handbewegung und brummte:

»Du weißt genauso gut wie ich, Grghaok, daß wir einfach nichts tun können. Solange wir die Waffen der Fremden nicht haben und uns jedesmal zu Tode erschrecken, wenn eine Tür selbsttätig vor uns aufspringt oder eine Lampe aufleuchtet, ohne, daß wir den Schalter gedrückt haben, haben wir nicht die kleinste Aussicht.«

Grghaok beugte sich eifrig nach vorne.

»Das *ist* es eben«, erklärte er. »Chchaath ist nicht da. Wie ich ihn kenne, wird er ziemlich lange wegbleiben. Wir könnten uns in seine Wohnung schleichen und nachsehen, was es dort gibt.«

Nrrhooch machte große Augen.

»In Chchaaths Wohnung ...? Bist du verrückt? Wenn die Wache uns erwischt, weisen sie uns aus der Stadt, und keine andere Stadt wird uns mehr aufnehmen.«

Grghaok hob die Hand.

»Wenn!« sagte er düster. »Sie wird uns nicht erwischen.«

»Aha. Woher weißt du das ?«

Grghaok wandte sich um.

»Ichox, komm raus!« rief er.

An der Wand bewegte sich etwas. Eine der Kunststoffplatten neigte sich nach vorne und fiel klatschend herunter. Hinter der Platte erschien ein Loch, und aus dem Loch lugte das faltige, gelbgrüne Gesicht eines Mannes, der genauso alt war wie Grghaok. Nrrhooch war aufgesprungen. »Was ist das? Seid ihr beide übergeschnappt? Wenn ...«

Lchox kroch vollends aus dem Loch und strich über seine Schuppen.

»Wenn«, unterbrach er Nrrhooch verächtlich, »wir in unserer Jugend auch so oft >wenn< gesagt hätten wie ihr jungen Leute, dann würden wir immer noch schwimmend hinter der Sonne herjagen, anstatt in sicheren warmen Städten zu sitzen.« Mit gebieterischer Geste, die seiner schmalen, kleinen Figur seltsam anstand, wies er auf das Loch, aus dem er gekrochen war. »Während ihr draußen für die Fremden arbeitet, hatten wir Alten das Gefühl, daß

wir auch etwas leisten könnten. Und wir haben einen Gang gebaut. Er führt von dieser Wohnung in Chchaaths Wohnung, und heute nacht werden wir uns bei Chchaath drüben umsehen.«

Nrrhooch stand starr und sprachlos.

»Aber wenn Chchaath zurückkommt ...!« gab er erneut zu bedenken.

Lchox zischte zornig.

»Schon wieder wenn. Deswegen nehmen wir dich mit! Wenn Chchaath zurückkommt, wirst du hoffentlich Manns genug sein, ihm in der Finsternis, wenn er es am wenigsten erwartet, so kräftig auf sein Luftrohr zuschlagen, daß er uns eine Zeitlang nicht mehr stören kann.«

Nrrhooch hatte sich wieder gefaßt. Er nickte grimmig.

»Und nachdem Chchaath wieder zu sich gekommen ist, wird er untersuchen, wie wir in seine Wohnung eindringen konnten, und diesen Gang hier finden, der genau in unsere Wohnung führt. Mit den Instrumenten, die die Fremden haben, ist es kein Kunststück, selbst die verstecktesten Gänge zu entdecken.«

Grghaok, der lange geschwiegen hatte, stieß einen langen Seufzer aus. Er wandte sich an Lchox.

»Wir werden allein gehen müssen, mein Freund«, sagte er traurig. »Dieser junge Mann hat zuviel Angst.«

Lchox schien bei aller Kleinheit voller Tatkraft zu sein. Er wandte sich um und kroch wieder in das Loch zurück.

»Also komm schon«, erklang seine Stimme aus der Öffnung.

Grghaok folgte ihm, sobald er genug Platz hatte. Starr und stumm blieb Nrrhooch in dem kleinen Zimmer zurück. Er hörte, wie die beiden Alten sich durch den Gang schoben und wie ihre Schuppen an den Kunststeinwänden entlangschabten. Er hörte, wie die Geräusche leiser wurden.

»Halt!« schrie er plötzlich. »Ich komme auch! Ich laß' euch nicht allein ins Verderben rennen!«

»In Ordnung, Nrrhooch«, tönte Grghaoks dumpfe Stimme aus dem Loch. »Lösch' das Licht, damit sie glauben, wir wären nicht daheim, und häng die Verschußplatte richtig ein. Sie hat zwei Haken, und in der Wand sind die Ösen dazu.«

Nrrhooch tat, was ihm gesagt wurde. Als er die Platte eingehängt hatte, war es in dem schmalen Gang völlig finster, und er bekam Angst. Rückwärts kriechend, denn zum Umdrehen war kein Platz, beeilte er sich, Grghaok und Lchox so schnell wie möglich einzuholen.

Der Gang wand sich nach unten und oben, nach rechts und links. Nrrhooch fragte sich, wohin die beiden Alten all den Schutt geschafft hatten, der beim Stollengraben angefallen war. Er wollte sie fragen;

aber in diesem Augenblick stieß er mit den Füßen gegen Grhaok, und von weiter vorne zischte Lchox: »Still! Wir sind da!«

Nrrhooch hielt sogar den Atem an. Er konnte deutlich hören, obwohl das Geräusch nicht laut war, wie Metall an Metall klang, wie Kunststein kratzte und wie schließlich etwas Schweres zu Boden gesetzt wurde. Offenbar gab es an diesem Ende des Ganges die gleiche Art Verschluß wie am anderen.

Die Finsternis jedoch blieb. In Chchaaths Wohnung war alles in Dunkel gehüllt.

Der Druck von Nrrhoochs Füßen wich.

Grghaok kroch weiter, und Nrrhooch folgte ihm. Er kam an eine Stelle, an der seine Zehen plötzlich ins Leere griffen. Dicht hinter ihm sagte eine Stimme: »Hier geht's herunter! Paß auf!« Vorsichtig streckte Nrrhooch das Bein aus, faßte mit den Füßen den Boden und schob sich vollends aus dem Stollen heraus. Von irgendwoher in der Dunkelheit sagte Lchox:

»Wir lassen das Loch offen. Und jetzt wollen wir zuerst ein Licht finden!«

Nrrhooch wollte zu bedenken geben, daß sie sich vielleicht lieber eine kleine Lampe beschaffen sollten, anstatt die ganze großartige Beleuchtung von Chchaaths vornehmer Wohnung anzuzünden. Aber in diesem Augenblick geschah etwas, was Nrrhooch und den beiden Alten das Blut in den Adern gefrieren ließ und ihnen klarmachte, daß jetzt, in dieser Sekunde, ihr letzter Augenblick gekommen war.

Mitten in der Finsternis stand plötzlich Chchaath. Niemand wußte, wie er dahingekommen war. Er war einfach aufgetaucht, und eine seltsame Art Helligkeit umgab ihn. Er hob den Arm und deutete genau auf Nrrhooch. Dazu schrie er:

»Was habt ihr hier zu suchen, ihr Schurken? Ich werde dafür sorgen, daß sie euch aus der Stadt jagen!«

*

»Zwei Gründe«, sagte Thomea Untcher mit einem Seufzer, als sei er müde, alle Dinge drei- oder viermal zu sagen. »Zwei Gründe bewegen mich dazu, diese Expedition nicht abubrechen. Erstens existiert ein Vertrag zwischen Terra und Arkon, wonach Terra sich für die Hilfeleistungen, die ihr von Arkon zuteil werden, verpflichtet, Schiffe und Mannschaften für Polizeiaktionen innerhalb des arkonidischen Imperiums zur Verfügung zu stellen. Polizeiaktionen sind solche Unternehmen, die von weniger als vier Schiffen mit nicht mehr als zweitausend Mann Besatzung durchgeführt werden können. Unser Unternehmen fällt also jenseits aller Zweifel in diesen Rahmen.

Zweitens, meine Herren, breche ich keine

Expedition ab, auf der mir immer noch mehr als ein Dutzend gesunde, tüchtige Männer zur Verfügung stehen.« Mit einem Grinsen fügte er hinzu: »In dem Augenblick, in dem wir nur noch zu dritt oder viert sind, werde ich allerdings die Erde um Hilfe bitten. Bis dahin können wir jedoch noch wertvolle Arbeit leisten.

Mit wenigen Worten: Es bleibt bei meinem Plan. Wenn wir herausfinden wollen, was auf Opghan vor sich geht, dann müssen wir das unter Wasser tun. Auf den kleinen Inseln dieses Kontinents haben die Ephoger niemals etwas anderes als kleine Raststätten unterhalten. Ihr eigentlicher Lebensraum ist das Meer, und wir werden sie aufsuchen, um sie auszufragen. Ich weiß, daß der unbekannte Gegner irgendwo dort unten auf uns wartet. Er rechnet damit, daß wir hinunterkommen, und baut eine Falle für uns auf. Schön. Wir werden hineinlaufen, vielleicht aber auch nicht. Das ist unser Risiko, und wir werden es tragen.«

Er drehte sich um und tat ein paar langsame, gedankenvolle Schritte. Dann blieb er stehen und sagte über die Schulter hinweg:

»Machen Sie sich fertig, meine Herren. Wir brechen in einer halben Stunde auf!«

*

Man konnte Nathael ansehen, daß er Sorgen hatte. Sein Gesicht war gerötet, und die Art, wie er sich bewegte, wirkte nervös.

»Ich wußte, daß wir Schwierigkeiten bekommen würden«, knurrte er böse. »Es war die falsche Idee, Pthal gleich am Anfang zu beseitigen.«

Das ließ Echnatal aufhorchen. Echnatal war der junge Mann, über dessen künstlichen Bart Nathael sich schon einige Male lustig gemacht hatte.

»Die falsche Idee?« wiederholte er. »Als ich daraufkam, hattest du nichts dagegen einzuwenden.«

»Ja, weil ich mich darauf verließ, daß du trotz der Eile einige Sorgfalt an das Unternehmen wenden würdest und nicht einfach einen Mann hinschicktest, der Pthal erschießt und dabei selbst erschossen wird!«

Er wandte sich ab, als könne er Echnatals Anblick nicht ertragen. Er betrachtete die Wand. Er haßte die Räume, die keine Fenster hatten. Er war gewohnt, irgendwo in die Weite zu schauen, meist in die Weite des Alls, die sich auf den Bildschirmen eines seiner Raumschiffe darbot. Natürlich verstanden die Ephoger seine Sorgen nicht ... merkwürdige Geschöpfe eines verrückten Experiments. In ihren Wohnungen gab es jeweils nur ein Fenster, nämlich das in dem der Straße am nächsten gelegenen Raum. Er sah auf die Straße hinaus; aber den Anblick der öden, von trübem Licht erfüllten Straße mochte

Nathael noch weniger leiden als den des hallenähnlichen Raums mit den wenigen, seltsam runden Möbelstücken, in dem früher das Oberhaupt der Stadt seine Bürostunden abgehalten hatte.

»Ich habe mich angestrengt, so gut ich konnte«, erklärte Echnatal zornig. »Ihr habt mir gesagt, daß wir keine Zeit mehr zu verlieren hätten. Also habe ich schnell gehandelt.« Der dritte Mann winkte ab. »Hört auf, euch zu streiten«, sagte er gelangweilt.

Er saß hinter einer Art Schreibtisch und hatte es sich in einem Sessel bequem gemacht. Im Gegensatz zu Nathael und Echnatal schien er keine Aufregung zu empfinden. »Ich weiß nicht, worüber wir uns den Kopf zerbrechen«, brummte er vor sich hin, so daß Nathael und Echnatal sich anstrengen mußten, ihn zu verstehen. »Unser erster Schlag scheint zum Teil gelungen zu sein, und sobald die Terraner sich hier herunterwagen, werden wir sie einkassieren.«

Mit einem verächtlichen, lauten Zischen stieß Nathael die Luft zwischen den Zähnen hindurch.

»Die Terraner einkassieren, wie? Einfach so, wie?« Er machte eine rasche kurze Handbewegung. »Hast du schon einmal mit Terranern zu tun gehabt, Aktar?«

Aktar sah verwundert auf. Sein brauner Bart schimmerte seltsam schmutzig in der schwachen Beleuchtung.

»Nein, natürlich nicht. Das weißt du.«

»Ja«, rief Nathael, »und wenn ich es nicht gewußt hätte, dann hätte ich es jetzt gemerkt! Terraner einfach einkassieren! Meinst du, sie warten nur darauf, bis jemand daherkommt, um sie aufzuhalten und einzusperren?«

Aktar setzte sich ein bißchen weniger bequem. Er kniff die Augen zusammen und sah ärgerlich drein.

»Du hast eine hohe Meinung von den Terranern, Nathael, ja?« Nathael stimmte zu.

»Und ob ich sie habe, Aktar. Du hältst einen Terraner fest in der Hand, so zum Beispiel.« Er preßte die Finger zusammen, als wolle er einen Käfer dazwischen zerdrücken. »Du bist völlig sicher, daß er dir niemals wieder entkommen kann. Aber plötzlich ist deine Hand leer, der Terraner steht hinter dir, und bevor du dich umdrehst, hat er dir eins über den Schädel geschlagen, daß dir Hören und Sehen vergeht. Das, Aktar, sind Terraner!«

Aktar setzte zu einer Erwiderung an; aber bevor er seinen Ärger noch loswerden konnte, öffnete sich die Tür, die zum vorderen Teil des Zimmerkomplexes führte, und Chchaath trat ein. Aller Augen richteten sich auf ihn. Chchaath war der Mann, der die Neuigkeiten brachte.

»Die Terraner sind unterwegs«, sprudelte Chchaath mit seiner gurgelnden Stimme hervor. »Sie haben dreizehnachtundfünfzig in einer Art Boot verlassen und sind auf dem Weg zum Meeresgrund.«

Wortlos wandte Nathael sich um und sah Aktar an. Er zog die Brauen dabei in die Höhe, und Aktar wußte genau, was er gesagt hätte, wenn er überhaupt etwas gesagt hätte.

Chchaath wartete auf die Reaktion, die seine Meldung hervorrief.

»Weiter«, drängte Nathael. »Wie hast du das herausgefunden?«

Chchaath verzog das Gesicht zu einem breiten Grinsen. »Kleine Boote sind überall!« verkündete er stolz.

»Deine Boote!« schrie Nathael entsetzt. »Sag, hast du den Terranern Boote entgegengeschickt?«

Chchaath war sichtlich erschrocken. »N-ei-n«, stotterte er. »Ich habe sie ausschwärmen lassen und Befehl gegeben, daß sie sich dem Feind nicht nähern sollen.«

Nathael stand plötzlich dicht vor ihm.

»Aber so nahe, daß sie ihn sehen konnten«, schrie er ihn an, »sind sie ihm doch gekommen, wie? Bei diesen Lichtverhältnissen sind das einhundert oder einhundertundfünfzig Meter! Und die terranischen Ortungsgeräte reichen mindestens hundertmal so weit.«

Chchaath wich einen Schritt zurück und sagte nichts. Er kannte Nathael seit ein paar Tagen und wußte, daß man seinen Zorn durch Widerreden nur noch weiter schüren würde.

Nathael wandte sich ein zweites Mal zu Aktar um.

»Ich hab dir gesagt, daß alles schiefgeht!« klagte er. »Wir haben diesen fischhäutigen Narren mit allerlei Instrumenten ausgerüstet und ihm beigebracht, wie er sie zu bedienen hat. Wir sind auf unterseeischen Betrieb nicht eingerichtet, und die Instrumente allein hätten ihm und uns vielleicht nicht mit allzu großer Sicherheit verraten können, wann die Terraner kommen. Aber erfahren hätten wir es auf jeden Fall. Und jetzt ... anstatt die Geräte zu benutzen, schickt er seine Boote aus, und ich wette alle Schiffe meiner Sippe gegen ein Haar aus deinem Bart, daß die Terraner sich jetzt schon über unsere Tolpatschigkeit vor Lachen ausschütten.«

Aktar hob die Hand und drehte sie hin und her.

»Es ist nicht ganz so schlimm, wie du glaubst, Nathael«, redete er beruhigend auf ihn ein. »Nach dem Angriff auf ihr Schiff haben die Terraner wahrscheinlich ohnehin angenommen, daß wir sie hier unten empfangen würden.«

»Ja«, knurrte Nathael, »aber jetzt brauchen sie nichts mehr anzunehmen, jetzt wissen sie es - und das ist ein Unterschied!«

Den Blick zu Boden gerichtet, ging er ein paar Schritte. Voller Zorn trat er so hart auf, daß die Wände zitterten und der violette Stamm der Röhrenpflanze, der in einer Ecke die Halle der Höhe nach durchmaß, vor Furcht zu wispern begann.

Gesenkten Kopfes schritt er um Chchaath herum, blieb hinter ihm stehen und fragte mit grollender Stimme:

»In deiner Wohnung in Bchacheeth hast du ein paar wichtige und wertvolle Geräte. Du weißt, wie die Leute auf dich zu sprechen sind. Du hast hoffentlich Vorsorge getroffen, daß niemand in deine Wohnung eindringt, während du hier bist, und die Geräte stiehlt?«

Chchaath fühlte sich erleichtert. Wenn er auch schon die andere Sache falsch angefaßt hatte, hier war er seiner Sache sicher. »Darüber brauchst du keine Sorge zu haben«, versicherte er hastig. »Das Bandgerät und der Projektor, die ihr mir gegeben habt, sind ständig eingeschaltet. Einmal alle vier Tausendstel-Zehntel schalten sich beide automatisch an.« Er lachte gehässig. »Ich möchte den Ephoger sehen, der einen solchen Schock übersteht, ohne Hals über Kopf davonzurennen und die Augen einen halben Tag lang nicht mehr aufzumachen!«

*

Nrrhooch fühlte sich über den Haufen gerannt. Irgend etwas Weiches, Schweres traf ihn mit der Gewalt eines angreifenden Hchour. Nrrhooch taumelte zur Seite und wäre gestürzt, hätte er nicht die stützende Wand neben sich gehabt. In der Nähe seiner Beine bewegte sich etwas krabbelnd und voller Hast, offenbar voller Verzweiflung, die schützende Hülle des Geheimgangs zu erreichen.

Nrrhooch hätte lügen müssen, wollte er sagen, daß Chchaaths Erscheinung und die Donnerstimme ihn nicht erschreckt hätten. Aber in dem Augenblick, in dem er bemerkte, daß das Hastige, Ängstliche unten auf dem Boden niemand anders war als Grghaok und daß Lchox ihm auf den Fersen folgte, fing er an zu lachen. Er griff Grghaok, der schon zu drei Vierteln im Gang verschwunden war, bei den Beinen und zog ihn wieder heraus. Lchox zischelte hastig, und Grghaok fing an zu schreien. Vor lauter Angst tat er es mit solcher Heftigkeit, daß Nrrhooch ihn schließlich anfuhr:

»Sei ruhig! Du wirst noch die Wächter aufmerksam machen! Es war doch nur ein Trick!«

Grghaok wurde augenblicklich ruhig.

»Ein Trick?« fragte er verwundert. »Was für ein Trick?«

»Die Fremden besitzen Geräte, mit denen sie die Stimme eines Menschen speichern und zu beliebiger Zeit wiedergeben können. Sie besitzen außerdem Geräte, mit denen sie bewegliche Bilder erzeugen können. Was ihr gehört habt, war Chchaaths gespeicherte Stimme, und was ihr gesehen habt, war ein Stück beweglichen Films.«

Grghaok und Lchox schnauften vor Aufregung.

»Aber ...« Grghaok war von Zweifeln geplagt.

»Warte, ich will es euch zeigen«, unterbrach ihn Nrrhooch. »Wo ist das Licht?«

»Dort an der Wand«, antwortete Lchox und schob Nrrhooch in die entsprechende Richtung.

Nrrhooch fand den Schalter und drückte ihn. Helles, wohltuendes gelbes Licht flammte auf. Was man auch immer über Chchaath und seine Verbindung mit den Fremden sagen wollte ... ihr grelles, blauweißes Licht, das den Augen weh tat, hatte er nicht angenommen.

»Seht dort!« rief Nrrhooch. »Das Ding, das aussieht wie ein ganz feines Netz, hat Chchaaths bewegliches Bild aufgefangen und uns gezeigt.« Er drehte sich um. »Und dort hinten steht das Gerät, das das Bild erzeugt. Daneben steht das andere, das Chchaaths Stimme aufbewahrt und ...« er wendete sich wieder zur Projektionsfläche zurück » ... dort neben dem Netz hängt der Lautsprecher, aus dem Chchaaths Stimme herausdringt. Ihr seht ...«

Er wurde unterbrochen. Plötzlich, infolge der Beleuchtung gedämpfter als zuvor, erschien Chchaaths Bild aufs neue, und seine Stimme schrie den gleichen Spruch wie zuvor:

»Was habt ihr hier zu suchen, ihr Schurken? Ich werde dafür sorgen, daß sie euch aus der Stadt jagen!«

Grghaok und Lchox fingen kichernd und zischend an zu lachen.

»Das ist ein feiner Trick«, erkannte Grghaok an.

Dann wurde er sich seiner unwürdigen Lage bewußt. Er stand auf und wischte sorgfältig seinen Schurz ab.

»Also fangen wir an«, entschied er. »Du weißt so viel über die fremden Geräte, Nrrhooch, daß du uns sicherlich sehr viel erklären kannst. Dort stehen noch mehr, fang damit an!«

Er wies auf einen großen Tisch neben der netzartigen, halbdurchsichtigen Projektionsfläche. Der Tisch war außer einem Schrank, der hinten in der Ecke stand, das einzige nennenswerte Möbelstück in dem ganzen, großen Raum, und Grghaok kam zu der Überzeugung, daß Chchaath doch schon ziemlich viel von den Sitten der Fremden angenommen habe, denn die Ephoger liebten es, ihre Zimmer so mit Möbeln zu füllen, daß sie sich gerade noch darin bewegen konnten.

Nrrhooch lächelte ein wenig. Er ging auf den Tisch zu und überflog die Geräte, die Chchaath dort aufgebaut hatte, mit einem nachdenklichen Blick.

»Das hier«, sagte er und deutete auf einen nicht allzu großen Kasten, der in der Mitte eine kleine, milchige Glasscheibe trug, »ist ein Bildsprechgerät. Man kann damit gleichzeitig sprechen und denjenigen, mit dem man spricht, sehen.«

»So«, fiel Lchox prompt ein. »Wenn ich in meine

Wohnung zurückkehre und du hierbleibst, dann können wir miteinander reden und uns dabei sehen? Das ist fein.« Nrrhooch winkte ab. »Nein. Du mußt auch ein solches Gerät haben, sonst kann ich keine Verbindung herstellen.«

»Aha«, machte Grghaok befriedigt, »du kannst also eine Verbindung herstellen, wie?«

»J-ja. Ich habe gesehen, wie einer der Fremden es machte. Sie haben solche Geräte in ihren Fahrzeugen, und manchmal besichtigen sie eine Plantage.«

»Gut. Dann schalte das Ding ein!«

»Bist du verrückt?« fuhr Nrrhooch auf. »Am anderen Ende sitzt irgendwo ein Fremder, und wenn er uns zu sehen bekommt, dann weiß er gleich, was los ist.«

»Chchchch«, machte Grghaok zustimmend, »das ist richtig. Aber ich will sehen, bei allen schmutzigen Hchour, wie das Ding funktioniert!«

Nrrhooch dachte nach. Er strengte sich an, denn er war kein geübter Denker, und vor allen Dingen wußte er nicht zuviel über das Gerät. Er hatte damals zugesehen, wie der Fremde an einem der Knöpfe gedreht hatte und auf der milchigen Glasscheibe lange Zeit nichts anderes als Gefunkel und Blitze gewesen waren. Vielleicht ...

»Wartet!« entschloß er sich. »Ich werde es probieren.«

Er setzte sich auf den einzigen Stuhl, der vor dem Tisch stand, und betrachtete das Gerät. Er versuchte, sich zu erinnern, was der Fremde damals getan hatte, vor einem Dreivierteltag, als er ihn beobachtete, wie er eine Verbindung herstellte.

Nrrhooch drückte einen Knopf. Der Apparat fing an zu summen, und das beruhigte ihn, denn das gleiche Geräusch hatte er auch damals gehört. Nrrhooch drehte an einem anderen Knopf, und gleich darauf leuchtete die Glasscheibe auf. Nrrhooch sah das gleiche Funkeln und Blitzen wie damals. Er seufzte erleichtert. Es hätte ebensogut geschehen können, daß das bärtige Gesicht eines Fremden darauf erschien.

»So funktioniert es«, erklärte er den beiden Alten. »Wenn ich noch weiter an diesem Knopf drehe, dann wird irgendwann ein Fremder auf dem Glas erscheinen und mich fragen, was ich will. Und wenn ich Chchaath wäre, würde ich ihm dann antworten.«

Lchox und Grghaok sahen fasziniert auf das kleine, viereckige Stück Glas. Grghaok schob sich nach vorne. Nrrhooch sah ihn an und wartete darauf, daß er etwas sagte. Dabei achtete er nicht auf des Alten Hand, und er merkte auch nicht, daß Grghaok den Knopf zu drehen begann. Nrrhooch wurde erst aufmerksam, als die Glasscheibe eine andere Farbe annahm und eine fremde Stimme in einer unverständlichen Sprache zu reden begann.

Nrrhooch wirbelte herum. Auf der Scheibe war das

Gesicht eines Mannes, den er noch nie gesehen hatte. Er war sicher, daß er auch noch nie einen ähnlichen Mann gesehen hatte. Der Fremde trug keinen Bart. Er hatte aufgehört zu sprechen und sah Nrrhooch aufmerksam an.

Von Panik gepackt, wollte Nrrhooch das Gerät ausschalten oder wenigstens den verräterischen Knopf ein Stück weiterdrehen. Aber diesmal war es Grghaok, der den kühlen Verstand behielt. Er fiel Nrrhooch in den Arm und zischte ihm zu:

»Warte! Das ist keiner von den Fremden, die uns bedrücken!«

Im selben Augenblick begann der Mann auf der Glasscheibe wieder zu sprechen. Diesmal bediente er sich der Sprache, die auch die Fremden benutzten und die der Sprache der Ephoger so ähnlich war, daß die Ephoger sie ohne weiteres verstehen konnten.

Er sagte: »He, ihr Burschen! Habt keine Angst vor uns! Wer seid ihr?«

Grghaok drängte Nrrhooch beiseite und setzte sich auf den Stuhl.

»Wir sind Nrrhooch, Lchox und Grghaok aus Bchacheeth, Fremder. Und wer bist du?« Der Fremde machte große Augen. »Du liebe Güte, was ist das für eine Sprache, Freund! Kannst du nicht das Wasser ausspucken, das du im Mund hast?«

Grghaok war drauf und dran, beleidigt zu sein, aber der Fremde fuhr fort:

»Nimm's mir nicht übel, Freund. Ich werde mich an eure Sprache gewöhnen müssen. Wo liegt Bchacheeth?«

»Zwischen Xchaghacht und Pchchogh«, antwortete Grghaok. »Eine Zehntelreise von Xchaghacht und anderthalb Zehntelreisen von Pchchogh entfernt.«

Das schien dem Fremden nicht viel zu sagen.

»Wir werden es herausfinden«, antwortete er. »Sag mir: Man hat euren höchsten Beamten umgebracht, nicht wahr?«

Grghaok hob beide Arme zur heftigen Bejahung.

»Ja. Das war vor vier Tagen, und seitdem sind die Fremden da und unterdrücken uns.« Der Fremde horchte auf. »Von wem sprichst du?«

»Von unseren Unterdrückern. Sie sind vor vier Tagen hierhergekommen, haben unsere Beamten abgesetzt und die Gewalt übernommen. Sie zwingen uns, in den Plantagen zu arbeiten und ...«

»Langsam«, unterbrach ihn der Bartlose. »Ich verstehe nicht alles auf einmal, aber ich sehe, daß ihr in Not seid. Braucht ihr Hilfe?«

»Ja, natürlich«, sprudelte Grghaok hervor. »So schnell wie möglich. Wir hassen die Fremden, und ...«

»Dann ist es nötig, daß ich mehr erfahre«, unterbrach ihn der Fremde ein zweites Mal. »Es ist gefährlich, über Telekom zu sprechen. Ich muß zu

euch kommen. Kann man in die Stadt hinein, ohne, daß die Fremden es bemerken?«

»Nein, um des Wassers willen«, wehrte Grghaok entsetzt ab. »Nicht, wenn man die geheimen Schleusen nicht kennt. Und nur mit einem winzigen Boot.«

»Aha. Ihr könnt also aus der Stadt heraus?«

»Ja und nein. Ich könnte es, und vielleicht auch Lchox. Aber Nrrhooch würde man bald vermissen. Er arbeitet in den Plantagen.« Der Bartlose winkte ab. »Wenn ihr es schafft, mit mir zusammenzutreffen, braucht er sich über die Plantagen keine Sorgen mehr zu machen. Schnell, sagt mir einen Punkt, an dem ich euch treffen kann!«

Grghaok zögerte kein Hunderttausendstel-Zehntel.

»In Pchchogh«, rief er aufgeregt. »Es ist eine alte, verlassene Stadt, in der nur noch ein paar Wohnungen ganz sind. Es gibt ein paar alte Röhren dort, die selbst die Hchour nicht mehr mögen.«

Der Bartlose hatte plötzlich Falten auf der Stirn. »Röhren«, wiederholte er, »Hchour ... wo liegt eigentlich Pchchogh?«

»Anderthalb Zehntelreisen von hier, habe ich schon gesagt«, antwortete Grghaok. »In welcher Richtung?«

»In der sich die Sonne bewegt.«

»Sonst liegt nichts zwischen Bchacheeth und Pchchogh?«

»Nur ein paar flache Berge.«

»Gut. Wir werden in Pchchogh sein und auf euch warten.«

»Ja ... halt, sag mir noch, wer ihr seid!« bat Grghaok. Der Fremde lächelte.

»Terraner«, antwortete er selbstbewußt.

Dann schaltete er sein Gerät ab, und auf der Glasscheibe in Chchaaths Empfänger war nichts mehr als Funkeln und Flimmern. Grghaok wandte sich langsam um und sah Lchox und Nrrhooch freudestrahlend an.

»Habt ihr das gehört? Es sind Terraner!«

4.

Thomea Untcher betrachtete das ausgeschaltete Gerät und schüttelte nachdenklich den Kopf. Dann wandte er sich an Phil Lenzer, der neben ihm auf dem Platz des Piloten saß, und sagte:

»Seltsam, was? Sie müssen gerade an der Frequenz gespielt und durch Zufall ausgerechnet unsere eigene erwischt haben.«

Lenzer gab eine Weile keine Antwort. Er sah auf den Bildschirm, der ihm das Fenster ersetzte, und versuchte, das graue Halbdunkel zu durchdringen, das die See in einer Tiefe von fast zweitausend Metern erfüllte. Phil Lenzer war verantwortlich für Leben und Sicherheit von sechs Männern, ihn selbst

nicht mitgerechnet, die sich einem Shift-Allzweckfahrzeug und seiner Führung anvertraut hatten, um in der Tiefe des Ozeans nach dem geheimnisvollen Gegner Ausschau zu halten.

Der Shift war von der Insel aus nach Westen geflogen, bis er die Sonne wieder eingeholt hatte, und dann, jenseits der Eisgrenze, unter Wasser gegangen. Seit einer Stunde verfolgte er einen geradlinigen Kurs, der in einem Winkel von dreißig Grad zur Oberfläche hinunter auf den Grund des Meeres führte.

»Ich finde es seltsam«, antwortete Lenzer schließlich, »daß wir diesen Anruf gerade zu dem Zeitpunkt bekommen, in dem der Ort keines von den winzigen Booten mehr ausmachen kann, die uns bisher beobachtet und verfolgt haben.«

Thomea Untcher kratzte sich am Kopf.

»Sie haben recht, Phil«, gab er zu. »Ich würde das Ganze für eine Falle halten, genauso wie Sie, wenn ich nicht die maßlos überraschten Gesichter dieser drei Burschen gesehen hätte, als sie auf dem Bildschirm auftauchten. Und auch sonst ... nein, Phil, sie sind in Not. Und das hier ist keine Falle!«

Phil Lenzer blieb skeptisch. Er ließ den Bildschirm nicht aus den Augen.

Das graue Halbdunkel war keineswegs der Rest des Tageslichts. Tageslicht reichte nicht bis in zweitausend Meter Meerestiefe. Lenzer und auch Untcher - vermuteten, daß das bißchen diffuse Helligkeit von leuchtenden Meeresbewohnern herrührte, die vor dem Schiff geflohen waren und seinen Fahrtweg in weitem Kreis umgaben. Oder sie waren zu klein, um einzeln wahrgenommen zu werden.

Die Männer hinter Untcher und Lenzer schwiegen. Außer einem kleinen Seufzer oder einem leisen Gähnen, das mehr von der Aufregung als von der Langeweile kam, hatte keiner von ihnen, den Ort ausgenommen, einen Ton von sich gegeben, seitdem das Fahrzeug unter Wasser gegangen war.

Diese Welt war für sie unheimlich. Sie waren die Weite des Alls gewöhnt und die unwirtlichen Oberflächen Fremder Welten, aber nicht die Tiefsee. Unterwasserfahrten in tiefseetüchtigen Shifts hatten zu ihrem Schulungsprogramm gehört; aber sie hatten diesen Teil des Programms nicht allzu ernst genommen, fest davon überzeugt, daß sie von nun an bis wer weiß wann nichts anderes mehr als die Plastikkacheln eines Raumschiffdecks unter den Füßen haben würden.

Vom Augenblick des Untertauchens an hatte der Ort kleine, halbmetallische Objekte bemerkt, die sich in der Nähe des Shifts bewegten. Und zwar so bewegten, daß sie nichts anderes als gesteuerte Fahrzeuge sein konnten. Mit gedrosselter Interkom-Energie versuchte Thomea Untcher, mit

dem einen oder anderen von ihnen Verbindung aufzunehmen, aber er bekam keine Antwort.

Die unbekannten Fahrzeuge waren schließlich verschwunden, innerhalb weniger Minuten, als hätte sie jemand zurückgepfiffen. Das war in fünfzehnhundert Metern Tiefe gewesen. Seitdem war der Shift weitere fünfhundert Meter vorgestoßen, und alles war ruhig geblieben ... bis auf das merkwürdige Gespräch mit den drei Fischhäutigen mit den unaussprechlichen Namen. Thomea Untcher wandte sich um. »Orter, haben Sie das Peilergesultat?« Der Mann, der an der Seitenwand des Shifts vor seinen Geräten saß, wandte nicht einmal den Kopf, als er antwortete:

»Sofort, Sir. Die Auswertung läuft noch!« Untcher sah auf den Bildschirm. Die Eintönigkeit des grauen Halbdunkels verführte ihn dazu, seine Gedanken abschweifen zu lassen. Untcher begann, über das Gespräch zu grübeln, das er mit den drei Männern aus Bchacheeth - oder wie das Nest heißen mochte - geführt hatte.

Phil Lenzer war im Recht. Jedermann an seiner Stelle würde den Anruf für eine Falle halten, und noch dazu für eine plumpe. Sie war dazu bestimmt, ihn und seine Leute an eine bestimmte Stelle zu locken, an der der fremde Gegner noch vor ihrer Ankunft seine Streitkräfte aufgebaut hatte, so daß er sich ohne Schwierigkeit der unerwünschten Eindringlinge entledigen konnte.

Schließlich hatte er selbst, Thomea Untcher, vor einer Viertelstunde das Argument benutzt, daß die Ephoger keinen Telekom besäßen. Wie waren die drei plötzlich dazugekommen? Es mußte eine Falle sein ...!

Und trotzdem ...! Thomea Untcher wußte nicht, was ihn dazu bewegte, den drei Eingeborenen Vertrauen zu schenken, aber er tat es. Ziemlich vorbehaltlos sogar. Er war entschlossen, nach Pchchogh zu fahren und sich dort mit ihnen zu treffen. Unter Beachtung geeigneter Vorsichtsmaßnahmen natürlich.

In diesem Augenblick meldete sich der Orter.

»Dreizehn Kilometer Radiusvektor, Sir. Phi einhundertachtundsechzig, Theta einhundertunddrei.«

Thomea Untcher tat, was er in solchen Fällen stets zu tun pflegte: In einer Art, die an einem erfahrenen Raumschiffskommandanten nahezu lächerlich wirkte, legte er beide Hände ungefähr in die Richtung, die die Winkelangaben anwiesen, und versuchte so, eine anschauliche Vorstellung des Orterergebnisses zu gewinnen. »Flach«, meinte er. »Sehr flach.

Wieviel Wassertiefe haben wir unter uns, Phil?«

»Rund zweitausend Meter«, antwortete Phil Lenzer. »Wir sind ungefähr in der Mitte.«

»Gut. Sie kennen die Richtung. Pchchogh liegt nach den Angaben der Ephoger genau im Westen

dieses Punktes. Halten Sie sich aus der Nähe der Stadt. Ich fürchte, dort schwimmen ein paar Leute herum, die uns nicht besonders gut gesinnt sind. Uns liegt nichts daran, mit den Unbekannten in Kontakt zu kommen, solange wir nicht mit den Ephogern gesprochen haben.«

Phil Lenzer drehte den Kopf und sah Untcher mit hochgezogenen Brauen an.

»Wenn wir überhaupt zum Sprechen kommen ...« brummte er ominös.

*

Als Aktar Zurückkam, erklärte er, daß alle möglichen Vorbereitungen getroffen seien.

»Wir haben getan, was wir konnten«, versicherte er. »Leider sind wir nicht allzu viele, und auf Chchaaths Genossen möchte ich mich nicht verlassen.« Nathael nickte grimmig. »Da tust du recht, mein Freund. Aber was ist mit Plougals Mannschaft?« Aktar verzog das Gesicht. »Du weißt, wie Plougal und seine Artgenossen es halten: Sie sind Wissenschaftler. Sie leben und sterben für die Wissenschaft. Für den Kampf taugen sie nichts.« Er lachte ein wenig. »Ich könnte sie mir auch nicht im Kampf vorstellen. Mit ihren stockdünnen Figuren, die selbst der kleinste Wind umwerfen müßte.«

Nathael drehte zweifelnd die Hand.

»Täusche dich nicht! Ich habe Wesen von Plougals Volk schon öfter kämpfen sehen. Sie sind gefährliche Gegner.«

»Ja ... wenn sie ihre hinterlistigen Methoden und Mittelchen anwenden können, aber sonst nicht.«

»Du solltest dich über ihre Methoden nicht lustig machen. Du hast dich selber eines ihrer Mittel bedient, um das terranische Schiff auszuschalten.«

»Natürlich«, meinte Nathael ungehalten, »weil mir nichts anderes übrigblieb. Und du siehst, was dabei herausgekommen ist. Wir haben die Terraner damit erst richtig aufgescheucht.«

»Glücklicherweise waren wohl nicht mehr allzu viele da, die aufgescheucht werden konnten. Sonst hätten sie mehr als nur das eine Fahrzeug geschickt.«

Nathael hob die Hand und machte ein bejahendes Zeichen.

»Du hast recht«, antwortete er. »Trotzdem gefällt mir die Sache nicht. Wie genau zum Beispiel können wir uns auf Chchaaths Angaben verlassen? Ist er wirklich so gewiß, daß die Terraner zwischen dieser Stadt und Bchacheeth den Meeresgrund erreichen werden? Können wir uns wirklich darauf verlassen, daß sie einen geraden Kurs beibehalten? Unsere Geräte sind für den Weltraum geschaffen. Wir werden das terranische Fahrzeug erst wahrnehmen, wenn es bis auf ein paar Kilometer an uns herangekommen ist. Ich frage dich: Wie sicher sind

wir unserer Sache?« Aktar zögerte. »Wir sind nur zweihundert Mann, eine ganze Schiffsbesatzung. Wir können nur einen kleinen Abschnitt des Meeresbodens kontrollieren. Andererseits sind wir den Terranern, wenn wir einmal wissen, wo sie stecken, weit überlegen. Die Frage ist also, ob wir ihren Aufenthalt ausfindig machen können. Gelingt uns das, dann ist das andere ein Kinderspiel. Wir fangen sie ein, bevor sie sich ...«

»Sssst!« warnte Nathael lächelnd. »Ich habe dir schon über die Terraner erzählt. Mir genügt es, wenn wir sie überhaupt fangen, daß es ohne Schwierigkeiten abgeht, erwarte ich überhaupt nicht.«

»Na schön«, antwortete Aktar. »Wir werden also ...«

Er unterbrach sich, als die Tür der Halle sich öffnete. Echnatal trat ein, offensichtlich aufgeregt.

»Chchaath hat das feindliche Boot ausgemacht!« rief er. »Die Geräte registrierten es für ein paar Sekunden lang nordwestlich von hier. Dann verschwand es wieder.«

Nathael und Aktar waren in gleichem Maße erstaunt.

»Nordwestlich!« rief Nathael. »Das heißt, sie haben ihren Kurs geändert?«

Echnatal hob die Hand zur Bejahung. »Anscheinend.«

»In welcher Richtung bewegen sie sich?«

»Westlich.«

Nathael dachte angestrengt nach und brummte unverständliche Worte. Schließlich hob er den Kopf und sah Aktar an.

»Ich weiß, es klingt komisch«, sagte er. »Aber es sieht so aus, als wären sie auf dem Weg nach Pchchogh.«

*

Kayne Stowes fuhr aus seinen Gedanken auf, als der Interkom sich meldete.

»Wache, Sir«, sagte eine harte Stimme. »Sergeant Loodey ist zu sich gekommen und möchte Sie sprechen.«

Kayne Stowes war verblüfft. »Um mir die gleichen Grobheiten noch einmal zu sagen, wie? Machen Sie ihm klar, daß er sich von mir aus zum Teufel scheren kann. Ich rede mit ihm erst wieder, wenn er einen dreiwöchigen Aufenthalt in einem soliden irdischen Hospital hinter sich hat.«

Der Mann auf dem Bildschirm unterdrückte ein Grinsen.

»Entschuldigung, Sir, aber Loodey macht einen vernünftigen Eindruck. Er sagte, er bedauert, was er getan hat. Er möchte sich bei Ihnen entschuldigen, obwohl er nicht annimmt, daß das Sie bewegen wird,

Ihre Anzeige bei der Flottenbehörde zurückzuziehen.«

»Donnerwetter!« staunte Stowes. »Ich habe noch gar keine Gelegenheit gehabt, Anzeige zu erstatten. Loodey hat eine Interkom-Verbindung in seiner Kabine, nicht wahr? Sagen Sie ihm, er soll mich anrufen!«

Der Posten unterbrach das Gespräch. Stowes wartete neugierig. Es vergingen keine dreißig Sekunden, da summtte der Interkom von neuem, und als Stowes diesmal einschaltete, war das breitflächige, schuldbewußte Gesicht von Ran Loodey auf dem Bildschirm.

»Sir«, erklärte Loodey, »alles, was ich getan habe, tut mir entsetzlich leid. Ich weiß nicht, wie es dazu ...«

»Schon gut, Sergeant«, unterbrach ihn Stowes wohlwollend. »Wie fühlen Sie sich?« Loodey schien aufzuatmen. »Danke, ausgezeichnet, Sir. Als ich zu mir kam, war Dr. Dunyan bei mir und hat mich mit ein paar Medikamenten wieder auf die Beine gebracht. Ich habe einen rauen Hals, wie Sie vielleicht hören, aber sonst geht es mir gut. Ich dachte vielleicht, Sie könnten mich brauchen, weil doch so viele Leute ...«

Er schwieg, als wüßte er nicht das richtige Wort, mit dem er den Zustand des größten Teils der Schiffsbesatzung beschreiben sollte. Er hatte genau das Problem berührt, über das Stowes seit einiger Zeit nachdachte. Die FINMARK war unterbemannt. Er selbst hätte sich nicht getraut, eine Garantie dafür zu geben, daß das Schiff sich gegen einen massierten feindlichen Angriff wirkungsvoll genug würde verteidigen können. Und mit einem Angriff mußte in jedem Augenblick gerechnet werden.

»Wenn Sie wieder auf der Höhe sind, Loodey«, antwortete Stowes ohne langes Zögern, »dann kommen Sie zum Kommandostand. Ich kann Sie gewiß brauchen. Übrigens ... wo steckt Dunyan im Augenblick. Ist er noch bei Ihnen?«

»N-nein, Sir«, kam Loodeys prompte Antwort. »Er ist vor zwanzig Minuten gegangen. Sagte, er hätte etwas Wichtiges im Labor zu tun.«

Stowes sah auf die Uhr. Wenn Dunyan etwas im Labor zu tun hatte, dann tat er besser daran, ihn nicht zu stören. Er würde ihn später noch danach fragen können, was er an Ran Loodey herausgefunden hatte.

»Dann kommen Sie also!« befahl er dem Sergeanten. »Jawohl, Sir«, antwortete Loodey. Stowes unterbrach die Verbindung durch einen Knopfdruck. Er lehnte sich weit in seinen Sessel zurück und dachte darüber nach, inwiefern die Situation an Bord der FINMARK durch Loodeys reumütige Rückkehr zur Disziplin einen anderen Aspekt gewonnen habe.

Am ändern Ende der Leitung, in der Kabine, in die

man ihn gesperrt hatte, machte Ran Loodey sich fertig zum Ausgehen. Er zog das Uniformhemd an, das Dr. Dunyan ihm abgenommen hatte, streifte den Oberteil der Arbeitskombination darüber und schloß die Magnetnähte. Er trat sogar vor den Spiegel und unterzog seine Frisur einer abschätzenden Betrachtung.

Mit sich einverstanden, wollte er an das Kabinenschott klopfen, damit der Posten ihm aufmachte. Aber vorher überlegte er es sich noch einmal anders und öffnete den Wandschrank, in dessen Spiegel er sich eben betrachtet hatte. Behutsam zerrte er die Kleidungsstücke auseinander, die den Boden des Schrankes bedeckten.

Was darunter zum Vorschein kam, war Dr. Dunyans regloser, schlaffer Körper. Loodey begutachtete ihn und war mit der Art, wie er ihn gefesselt und geknebelt hatte, sehr zufrieden.

*

Nrrhooch drückte sich tief in das Halbdunkel der kleinen, flachen Nische. Er konnte den Posten nicht sehen, aber er hörte seine harten Schritte auf dem Kunststeinpflaster.

Er wußte, daß er verloren war, wenn der Posten nicht sofort umkehrte und sich wieder entfernte, aber im gleichen Augenblick wußte er auch, daß es Unsinn war, auf so etwas zu hoffen.

Die Ephoger, die die Partei der Fremden ergriffen hatten, waren noch schlimmer als die Fremden selbst. Sie lebten davon, daß sie hart zu ihren Mitbürgern waren, und es war noch nie in den vergangenen Tagen geschehen, daß einer der Wachposten seine Pflicht vernachlässigt hatte. Nrrhooch zitterte, obwohl ihm warm war und die Schuppen sich mit glitschigem Schweiß bedeckten. Die Nische war viel zu flach, um ihn zu verbergen.

Wenn der Posten nur ein Tausendstel-Zehntel später gekommen wäre! Dann wäre er längst in der kleinen Schleuse verschwunden, und niemand hätte ihm mehr folgen können.

Er schalt sich selbst einen Dummkopf, weil er auf Grghaoks und Lchox Plan eingegangen war. Aber jetzt gab es kein Zurück mehr. Da war der Posten. Die letzte Lampe der Straße warf seinen Schatten groß und grotesk auf das Pflaster. Er würde Nrrhooch mitnehmen und einsperren, und die Fremden würden Nrrhooch einen ganzen Tag lang ohne Unterbrechung auf der Plantage arbeiten lassen.

Er stieß zischend die Luft aus, bereit, seinen Plan aufzugeben und sich dem Posten freiwillig auszuliefern, bevor der auf die Idee kam, mit einer der fürchterlichen fremden Waffen auf ihn zu schießen.

Aber die Sache nahm eine völlig unerwartete

Wendung.

Der Posten hörte das Geräusch, aber aus der dunklen Nische heraus war es hier und dorthin gedungen, hatte sich an den Wänden gebrochen, und der Posten konnte nicht mehr erkennen, woher es kam. Verwirrt blieb er stehen, wirbelte auf den Fersen herum und beobachtete die stille Straße. Nrrhooch hatte ihn jetzt im Blickfeld. Er sah, daß er ihm den Rücken kehrte. Für die Zeit eines halben Atemzugs lahmte ihn die Erkenntnis, daß alles ganz anders ablief, als er es sich vorgestellt hatte. Aber dann begriff er die Chance, die sich ihm bot.

Mit der Kraft und Gewandtheit, die er sich auf den Plantagen angewöhnt hatte, stieß er sich aus der Nische ab. Sein mächtiger Schwung trug ihn im Bogen über das Pflaster hinweg und ließ ihn hoch auf den Schultern des Postens landen. Nrrhooch handelte instinktiv und ohne Überlegung. So fest er konnte, preßte er den Ballen der rechten Hand gegen den Halsrücken des Verräters, während er ihm mit der Linken unter dem Arm hindurch faßte und ihn zu sich heranzog, so daß er sich nicht rühren konnte.

Der Posten war viel zu überrascht, um auch nur eine Bewegung zu machen. Er stieß ein zischendes Geräusch aus. Dann begann er, unter Nrrhoochs schmerzendem Druck zu stöhnen. Nrrhoochs rechte Hand preßte sein Luftrohr zusammen, das eigenartige, schnorchelähnliche Organ, das die Ephoger im Nacken trugen und bis zu zwei Meter ausfahren konnten, wenn sie unter der Wasseroberfläche schwammen, um Luft zu holen. Das Luftrohr war ihre empfindlichste Stelle, und Nrrhooch wußte genau, was er tat, als er seine Aufmerksamkeit gerade darauf konzentrierte.

Der merkwürdige Kampf dauerte nur eine kurze Weile. Der Wachposten wurde schlaff und schließlich ohnmächtig. Nrrhooch ließ ihn sanft zu Boden gleiten und zog ihn an den Beinen hastig in die Dämmerung der Nische.

Eine Zeitlang stand er schwer atmend neben dem Bewußtlosen und versuchte zu verstehen, was er getan hatte. Er hatte einen Wachposten überwältigt, und wenn die Fremden das erfuhren und ihn fingen, würden sie ihn töten. Aber er hatte keine Angst. Die Freude über seinen Erfolg war viel zu groß. Er besaß jetzt eine Waffe, eine fürchterliche Waffe, wie sonst nur die Fremden und die Verräter sie trugen. Und Grghaok und Lchox brauchten nicht in ihrem Versteck zu warten, bis die Luft wieder rein war, sondern sie konnten sofort herauskommen und mit ihm davonfahren. Nach Pchchogh, um die anderen Fremden zu treffen, die Rettung versprochen hatten. Von denen Grghaok eine so überaus hohe Meinung hatte, weil sie Terraner waren.

Noch halb im Traum öffnete Nrrhooch die kleine Tür der Schleuse, sah sich in dem dunklen, muffig

riechenden Raum hastig um, und zog dann den bewußtlosen Wachposten hinter sich her.

Natürlich würden sie ihn finden. Wenn die Ablösung kam und ihn nirgendwo auf der Straße sah, wo er doch nur ein so kleines Stück der Stadt zu kontrollieren hatte, würden sie in der Schleuse nachsehen und ihn entdecken ... wenn er nicht sowieso schon früher zu sich kam. Sie würden die ganze Stadt rebellisch machen und schließlich herausfinden, daß Grghaok, Lchox und Nrrhooch mitten während der Schlafperiode aus der Stadt verschwunden waren. Folglich mußten sie die Täter sein. Sie würden Jagd nach ihnen machen ... aber bis dahin waren sie schon weit auf dem Weg nach Pchchogh, und niemand kannte die geheimen Höhlen und Schrunde des Meeresgrundes so gut wie Grghaok, der Alte.

Nrrhooch überzeugte sich davon, daß die erbeutete Waffe sicher im Gurt seines Schurzes stak, und eilte wieder hinaus auf die Straße. Als er ein paar Wohnungen weit gerannt war, fiel ihm ein, daß es verdächtig aussähe, wenn er sich so schnell bewegte. Er ging langsamer, wie ein Mann, der müde und auf dem Weg zu seinem Bett war.

Lchox wohnte nur ein paar Wohnungen weit von der Schleuse, aber Nrrhooch war noch nie eine Zeit so lang geworden wie die, die er von dort bis zu Lchox Wohnung brauchte. Er hatte die Tür kaum hinter sich geschlossen, da schrie er laut:

»Kommt schnell! Ich habe den Posten niedergeschlagen. Wir besitzen eine Waffe, und die Schleuse ist frei!«

Im Hintergrund der Wohnung begann es zu rumpeln. Eine Tür öffnete sich, und die beiden Alten schossen heraus, einander unter der Tür behindernd.

»Was hast du getan?« rief Grghaok atemlos.

»Einen Posten niedergeschlagen?« fügte Lchox hinzu.

»Keine Fragen«, wehrte Nrrhooch ab. »Der Weg ist frei, aber nicht lange. Seid ihr fertig? Gut. Kommt mit!«

Sie gingen hinaus. Die Straße war immer noch leer. Das gelbe Schlaflicht verbreitete seine trübe Helligkeit, und die ganze Stadt schien zu schlafen. Nrrhooch betrachtete rasch die Reihe der ovalen Fenster, die in bizarrem Zickzack an den Außenwänden der Wohnungen entlangliefen. Alle Fenster waren dunkel, aber das bedeutete nicht, daß nirgendwo ein Neugieriger stand und auf die Straße herabschaute. Nrrhooch machte sich nichts daraus. Die Bürger von Bchacheeth waren verschworen in ihrem Haß gegen die Fremden. Wer sich davon ausschloß, hatte längst die Dienste der Fremden angenommen. Keiner von denen, die jetzt vielleicht durch dunkle Fenster schauten und Nrrhoochs und der beiden Alten Flucht beobachteten, würde den

Fremden etwas verraten.

»Kommt!« zischte Nrrhooch. »Und beeilt euch!«

Er brauchte es den beiden Alten nicht zweimal zu sagen. So schnell ihre dünnen, knöchigen Beine sie trugen, hasteten sie die Straße entlang auf das Tor der kleinen Schleuse zu, die seit der Ankunft der Fremden in Bchacheeth nicht mehr benutzt werden durfte.

Nrrhooch öffnete das Tor. Mit einem raschen Blick vergewisserte er sich, daß der bewußtlose Posten noch an Ort und Stelle lag. Er hielt das Tor offen und ließ Grghaok und Lchox eintreten. Dann schaute er noch einmal die Straße entlang, fand sie leer und verschwand selber im dunklen Innern des kleinen Schleusenraumes. »Bist du sicher, daß wir dein altes Boot finden werden?« fragte er Grghaok.

Der Alte zitterte vor Aufregung. »Natürlich«, antwortete er. »Es ist zwar eine Reihe von Tagen her, seitdem ich es da draußen versteckt habe. Aber einen Platz, an dem ein Boot liegt, vergesse ich nie in meinem Leben.«

»Dann los!« drängte Nrrhooch. »Wir wollen keine Zeit verlieren.«

In der Schleuse gab es nur ein einziges Bootsbecken. Lchox stieg behende die glitschige Treppe hinunter und betätigte den Mechanismus, der das äußere Tor öffnete. Nrrhooch hörte das Wasser rauschen und straffte sich. Er wußte, was jetzt kommen würde. Er kannte das seltsame Gefühl beim Öffnen einer Schleuse von Kindheitstagen an. Die Luft würde dick werden, so daß man sich nur noch schwer bewegen konnte. Es würde in den Ohren anfangen zu summen, und schließlich würde er außer dem Summen eine Zeitlang gar nichts mehr hören können. Das Luftrohr würde ein Tausendstel-Zehntel lang schmerzen, und sich dann an die Änderung gewöhnt haben. Eine seltsame Müdigkeit würde ihn langsam überkommen und dann, nach einer Weile, ganz plötzlich wieder weichen, zum Zeichen dafür, daß sein Körper jetzt bereit war, ins Wasser zu gehen und sich dort mit nicht geringerer Geschicktheit zu bewegen als ein Hchour, der Räuber des Meeres ... so lange der Luftvorrat ausreichte.

Lchox Stimme drang schwach durch das Rauschen des Wassers. »Kommt! Das Becken ist voll!« Nrrhooch bewegte sich, zuerst schwerfällig, dann immer geschmeidiger. Sein Luftrohr hörte auf zu schmerzen, das Summen in den Ohren ließ nach. Er war bereit für das Wasser.

Das Wasser hatte schwache, matte Helligkeit in die Finsternis der Schleuse gebracht. Nrrhooch hatte wie alle Ephoger von Kind auf gewußt, daß Meerwasser leuchtete, und sich niemals darüber gewundert. Aber er hatte gehört, daß die Fremden darüber staunten und behaupteten, winzige Tiere bevölkerten das Meer und verursachten das Leuchten.

Vorsichtig stieg Nrrhooch die Stufen hinunter. Wohlig in seiner Kühle stieg ihm das Wasser an den Beinen empor. Er ließ sich los und glitt vollends hinein. Er tauchte einmal unter, um die Ohren mit Wasser zu füllen und das Luftrohr auszuprobieren, und als er wieder auftauchte, waren Grghaok und Lchox neben ihm. Sie begannen zu schwimmen. Lang und schmal zog sich das Bootsbecken unter der Außenwand der Schleuse hindurch und schräg nach unten. Die Stelle kam, an der das Wasser das Becken völlig füllte und Nrrhooch, ganz untergetaucht, seine ganze Geschicklichkeit entwickeln mußte. Er hörte Grghaok rufen:

»Nicht so schnell. Junge! Laß uns zwei auch noch mitkommen.«

Und seine Stimme hatte den vertrauten Klang, der dann entsteht, wenn jemand im Wasser spricht.

In kurzer Zeit erreichten sie das Ende des Beckens. Das große Luk war offen. Sie schwammen hindurch und waren in der wundervollen, märchenhaften Welt des Meeresgrundes.

Nrrhooch prallte um ein Haar mit einem Lkhregh zusammen. Der Fisch, ein langes, elegantes Wesen, war am Ende des Bootsbeckens gewesen, und als er vor den drei fremden Gestalten Angst bekommen hatte, da war es für ihn zu spät gewesen, um noch weit genug auszuweichen. In sanften, spielerischen Bögen glitt der Lkhregh davon, und aus der Ferne wandte er noch einmal seine beiden Köpfe, um Nrrhooch und den beiden Alten einen mißbilligenden Blick zuzuwerfen. Nrrhooch lachte ihn aus, und der Lkhregh machte endgültig, daß er davonkam. Grghaok übernahm die Führung.

Er glitt behende über den sanft gerundeten Gipfel eines Hügels hinweg und tauchte in das Tal dahinter. Er schlug einen rechten Winkel und schwamm auf der Sohle des Tales entlang. Die jenseitige Talwand war ziemlich steil. Nrrhooch begann zu vermuten, daß Grghaok das Boot in einer der Höhlen versteckt hatte. Besorgt griff er nach der Waffe in seinem Schurz. Sie war noch da, aber Nrrhooch fiel plötzlich ein, daß die Waffen der Fremden im Wasser vielleicht nicht funktionierten. Die Fremden waren keine Meeresbewohner. Er wollte Grghaok eine Warnung zurufen, denn in den Höhlen der Hügel pflegten sich die widerlichen, hinterlistigen Chchrorl zu verstecken, manchmal auch Hchour, und man hatte seine Last mit ihnen. Aber in diesem Augenblick bog Grghaok schon scharf zur Seite ab, und hinter einer Falte in der Talwand zur Rechten öffnete sich das weite, finstere Loch einer Höhle.

Grghaok hielt davor an. Wie er es gewohnt war, stieß er ein paar dumpfe, dröhnende Laute aus, um die Tiere zu erschrecken, die sich vielleicht in der Höhle aufhielten, und sie zu verjagen. Aber was zum Vorschein kam, waren nur ein paar grauweiße,

schlangengleiche Nschchrachl, die sich voller Angst davonmachten.

Die Höhle war ziemlich tief, und im Hintergrund lag Grghaoks altes Boot. Grghaok öffnete das Luk und ließ Lchox einsteigen.

»Rasch«, gurgelte er, »meine Luft reicht nicht mehr lange.«

Lchox schloß das Luk hinter sich, und man sah an den Wasserstrudeln und dem aufsteigenden Schlamm, daß er den Lukenraum in aller Eile leerpumpte. Als das Luk sich wieder öffnete, war Lchox verschwunden. Jetzt war Grghaok an der Reihe. Nrrhooch rief ihm zu, er solle sich Zeit lassen, seine Luft reichte noch lange aus.

Zuletzt stieg Nrrhooch selber ein. Als er den Lukenraum leergepumpt hatte, hielt er den Mund an das Ausatemrohr und blies den Teil seines Atemvorrates, der mittlerweile unbrauchbar geworden war, mit aller Kraft hinaus.

Dann betrat er das Innere des Bootes. Die beiden Alten hatten ihm den Platz am Steuer freigelassen. Er setzte sich dorthin und brachte den Motor in Gang. Vorsichtig manövrierte er das Boot aus der Höhle hinaus und ließ sich von Grghaok die Richtung nach Pchchogh weisen.

»Am besten halten wir uns weiter nach rechts«, meinte der Alte.

»Da kommen wir aber ziemlich dicht an der Plantage vorbei«, gab Lchox zu bedenken.

»Das macht nichts«, wehrte Nrrhooch ab. »Der westliche Teil der Plantage ist noch nicht reif für die Ernte. Wir sind dort zwischen den Psimosträuchern genau so sicher wie irgendwo anders. Die Fremden kommen erst dorthin, wenn die Ernte beginnt.«

Das Boot stieg schließlich aus dem Tal hinaus und wandte sich nach rechts. Nrrhooch ließ den Motor mit äußerster Kraft laufen. Er hatte es eilig, nach Pchchogh zu kommen. Er wollte die neuen Fremden sehen.

»Wer sind eigentlich diese Terraner?« wollte er wissen. »Du hast anscheinend etwas über sie gehört, Grghaok, wie?«

»Natürlich«, beeilte sich der Alte zu antworten. »Ich habe mit Pthal über sie gesprochen. Das ganze All ist voll von Geschichten über sie. Ach, gutes Meer, es ist schade, daß Pthal so früh von uns gehen mußte. Er war so ein guter ...«

»Du wolltest mir etwas über die Terraner erzählen«, erinnerte ihn Nrrhooch.

»Ja, richtig. Also: Die Terraner waren einst, vor nicht allzu langer Zeit, ein kleines, unwichtiges Volk irgendwo auf einer weit entfernten Welt. Aber dann fingen sie an, Schiffe zu bauen, mit denen sie durch das All fahren konnten, und machten bald von sich reden. Sie drangen in das große Reich der Arkoniden ein und benahmen sich dort, als ob sie zu Hause

wären. Die Arkoniden wollten sie vertreiben oder vernichten, aber die Terraner ließen sich das nicht gefallen. Sie sind ein kampferprobtes Volk, und schon mehr als einmal haben sie unterdrückten Völkern beigestanden und sie befreit. Sie werden auch uns beistehen, dessen bin ich sicher!«

»Hoffentlich«, bemerkte Nrrhooch skeptisch. »Wenn sie es nicht tun, können wir sehen, wo wir bleiben. Ich meine uns drei. Nach Bchacheeth können wir nicht mehr zurück, und auch in jeder anderen Stadt würde man uns gleich festnehmen.«

»Wir könnten in Pchchogh bleiben«, sagte Lchox. »Ein paar Wohnungen sollen dort noch ganz sein.«

»Hchchchch, in Pchchogh!« bemerkte Grghaok ängstlich. »Wenn ich nicht wüßte, daß die Fremden dort sind, wenn wir hinkommen, würde ich niemals hinfahren.«

»Warum nicht? Wegen der Phchauchol?«

»Natürlich wegen der Phchauchol. Du glaubst wohl nicht daran?, daß sie unsichtbar sind, so lange sie dich anschleichen, und erst sichtbar werden, wenn sie auf dir hocken und dein Blut in sich hineinsaugen? Natürlich wegen der Phchauchol. Was meinst du, warum die Leute eine so schöne Stadt wie Pchchogh aufgegeben haben, wenn nicht wegen dieser Ungeheuer?«

»Na ja, ich weiß nicht. Ich glaube an die Phchauchol erst dann, wenn ich einen von ihnen gesehen habe.«

»Dann ist es zu spät dazu«, behauptete Grghaok mit Nachdruck. »Dann sitzt er dir ja schon im Nacken und saugt dein Blut aus.«

»Oder deins«, spottete Lchox. »Wenn er dir im Nacken sitzt, kann ich ihn ja auch sehen!« Nrrhooch unterbrach die beiden. »Streitet euch nicht! Da liegt die Plantage vor uns. Wir fahren am besten mitten hindurch. Dies hier ist das Westende, und niemand wird uns beobachten.«

Die beiden Alten beugten sich nach vorne und sahen durch das dicke Kunstglasfenster hinaus. Wenige Meter vor dem Boot, im Dämmerlicht gerade noch erkenntlich, begann der Wald der Psimopflanzen. Es waren abenteuerliche Gewächse, weder Bäume, noch Büsche, von hellroter Farbe, die sich in grotesken Windungen und mit unzähligen Ästen und Zweigen, jedoch blattlos, aus dem Boden erhoben und so hoch hinaufwuchsen, daß man ihr oberes Ende vom Boot aus nicht mehr sehen konnte. Auf den Enden der Zweige und Äste saßen kleine, büschelähnliche Gebilde, deren gelblichweiße Fäden sich langsam und träge im Wasser bewegten. Eines Tages würden sie in allen Farben leuchten und die Tiefsee mit einem magischen Licht erfüllen. Das war die Zeit der Ernte. Die Büschel wurden dann abgenommen und in großen Behältern gesammelt. Die Behälter wurden am Rande der Plantage

abgesetzt, und von dort holten sie die Fremden irgendwann ab.

Die Ephoger hatten sich früher nicht für die Psimowälder interessiert - es sei denn, um sich an der Pracht ihrer Farben zur Zeit der Reife zu ergötzen. Sie wußten auch heute noch nicht, was die Fremden damit wollten. Sie wußten nur, daß die Fremden wegen der Psimoblüten nach Opghan gekommen waren und wegen der Psimoblätter die Ephoger in die Sklaverei gezwungen hatten.

Nrrhooch nahm die erste Lücke im Gewirr der Pflanzen, die sich ihm bot, und steuerte das Boot hinein. Vorsichtig manövrierte er es unter den Bäumen dahin. Es war nicht ratsam, mit einem Psimobaum zusammenzustoßen. Die Stämme waren überaus hart, und ein halbwegs kräftiger Aufprall mochte das Gefüge des ganzen Bootes erschüttern.

Die beiden Alten betrachteten die roten Gewächse mit großen Augen, als versuchten sie herauszufinden, warum gerade diese Pflanzen so viel Unheil über Opghan gebracht hatten. Nrrhooch dagegen achtete nur auf seinen Kurs. Er bekam die roten Psimowälder jeden Tag zehnmal zu sehen, wenn er seiner Sklavenarbeit nachging und nur für kurze Schlafpausen in die Stadt zurückkehrte. Er haßte die roten Wälder beinahe ebensosehr wie die Fremden, denn hätte es die Psimowälder nicht gegeben, wären die Fremden nicht gekommen.

Die Bäume traten plötzlich zur Seite und ließen mitten im Wald eine Lichtung frei. Nrrhooch suchte am jenseitigen Rand der Lichtung nach einer anderen Lücke, durch die er seine Fahrt fortsetzen konnte. Aber bevor er noch eine geeignete Stelle entdecken konnte, stürzte zur linken Hand plötzlich einer der Bäume um und fiel langsam, Wolken von Schlamm aufwirbelnd, zu Boden.

Nrrhooch erstarrte vor Schreck. Was für ein Ungeheuer mußte das gewesen sein, das einen Psimobaum umrennen konnte?

Gebannt sah er auf die Schlammwolke und erwartete jeden Augenblick einen gewaltigen Hchour oder ein noch schlimmeres Ungetüm daraus hervorschnellen zu sehen.

Aber es kam kein Ungetüm. Was Nrrhooch sah, war zuerst eine schlanke, metallisch schimmernde Spitze, die rasch den Körper eines gewaltigen Bootes formte.

Nrrhooch gefror das Blut in den Adern. Solche Schiffe besaßen die Ephoger nicht! Es war ein Boot der Fremden.

5.

Mit Spannung hatte Kayne Stowes auf Ran Loodeys Erscheinen gewartet, aber als er schließlich den Kommandostand betrat, kam alles ganz anders,

als Stowes es sich vorgestellt hatte.

Es war Stowes Unglück, daß er sich allein im Kommandostand befand. Loodey hielt die Thermopistole, die er Dunyan abgenommen hatte, schußbereit und ließ dem Ersten Offizier nicht die geringste Chance. Er entwaffnete Stowes und schlug ihn mit einem harten Kolbenhieb bewußtlos.

Zielstrebig und rasch machte er sich sodann an die Arbeit. Vom Kommandopult des Zweiten Offiziers aus entriegelte er das Hauptschott der Mannschaftsmesse und beobachtete auf dem Interkom voll Befriedigung, wie sich die Flut der plötzlich befreiten, längst wieder zu sich gekommenen Astronauten über die wenigen Wachen ergoß, die vor der Messe gestanden hatten, sie im Handumdrehen entwaffnete und sodann selbst in die Messe sperrte.

Der Rest war leicht. Alle übrigen Posten an Bord waren Einzelposten. Es gab vier von ihnen, drei davon an wichtigen Geschützständen. Ran Loodey gab den so unerwartet Befreiten seine Anweisungen über Interkom und war befriedigt, als er wenige Minuten später erfuhr, daß sich das gesamte Schiff in den Händen seiner Leute befinde.

Er verriet nicht, was er vor hatte. Er glaubte, daß sie es ohnehin wüßten, denn er war überzeugt davon, daß sie ebenso dachten wie er selbst. Er schickte sie auf ihre Posten und ermahnte sie, die Augen offenzuhalten. Nach Stunden der tiefen Ruhe sah es an Bord der FINMARK plötzlich wieder so aus wie kurz nach der Landung. Das Schiff befand sich in Alarmbereitschaft - nur der Gegner war ein anderer geworden.

Ran Loodey ließ keinen Zweifel daran, daß er die Führung an Bord nicht mehr aus den Händen geben wolle, obwohl sich unter den durch seine Hilfe Befreiten zwei Leutnants und fünf Angehörige des Mutantenkorps im Offiziersrang befanden. Niemand schien einen Einwand dagegen zu haben. Loodey beorderte zwei Mutanten und einen Leutnant in den Kommandostand, und während diese Männer auf dem Weg waren, setzte er an die Erde den denkwürdigen Funkspruch ab, den das Galaktische Museum später als seltene Kuriosität in einem besonderen Schrank auszustellen pflegte. Spruch hatte zum Inhalt:

»FINMARK auf Opghan. Auf Opghan alles ruhig. Kein Zeichen eines Aufstandes. Ephoger friedlich und glücklich. Haben keine Ahnung, was die Alarmmeldung von Arkon bedeutet. Vielleicht handelt es sich um einen Irrläuferspruch. Kehren nach fünf Tagen weiterer Beobachtung zurück. Ende.«

*

Thomea Untchers Stimme klang deutlich in den Helmempfängern seiner Leute.

»Da stehe ich nun«, erklärte Untcher mit philosophischem Unterton in der Stimme, »ich alter Raumhase, bin Tausende von Lichtjahren weit in der Galaxis umhergekommen und gebe zu, daß ich noch nie so etwas Merkwürdiges gesehen habe wie diese Stadt.«

Thomea Untchers eigenartige Gestalt, selbst im drucksicheren Schutzanzug klein und dünn wirkend, stand inmitten der Ruinen einer längst verlassenen Stadt, auf dem Pflaster einer alten Straße, durch dessen Ritzen die grotesken Tiergewächse der Tiefsee hervorbrachen, unter dem gelben, schläfrigen Licht einer hohen Laterne, die seit Jahrhunderten niemand mehr gewartet hatte und die trotzdem noch ihren Dienst versah.

Es war ein Bild aus der Phantasie eines surrealistischen Malers. Es bedurfte der bunten, zum Teil selbstleuchtenden Fische nicht, die Untcher in vorsichtiger Entfernung umstrichen, um den Eindruck der Unwirklichkeit voll zu machen.

Zerfallene Mauern ragten rechts und links aus der Straße auf. Durch schwarze, ovale Fensterhöhlen ging der Blick in die graue Dämmerung uralter Wohnräume, in denen längst niemand mehr lebte. Hier und da tauchten die Umrisse seltsam runder, algenbewachsener Gegenstände aus der Finsternis hinter den Fensterhöhlen, wahrscheinlich Überreste von Möbelstücken, die der See getrotzt hatten, wie fast alles, was die Ephoger bauten, für die untermeerische Ewigkeit gebaut war.

Die Reihe der Lampen setzte sich der Straße entlang fort. Die Zwischenräume zwischen zwei Lampen waren groß, als hätten die Ephoger damals, in jener vergangenen Zeit, nicht allzu viel Licht gebraucht. Aber keine einzige von ihnen war ausgefallen. Ihre kleinen, kugelförmigen Leuchtkörper versandten jenes prallgelbe und dennoch einschläfernde Licht, das die Eigenart der Sonne Ephog war, und der Schlamm, den Thomea Untchers Schritte bisweilen aufwirbelte, formte aus der Helligkeit schlanke, schmale Strahlen.

Untcher ging zügig weiter. Er erinnerte sich, daß die Ephoger gesagt hatten, es gäbe in Pchchogh noch ein paar unversehrte Wohnungen, und er fragte sich, wie das inmitten dieser Wasserwüste und all der Zerstörung, die die Jahrhunderte angerichtet hatten, möglich sei. Hoch über sich, wenn er seine Helmlampe einschaltete, sah er Reste der Stadtdecke, die Pchchogh einst vor dem gewaltigen Druck des Ozeans geschützt hatte. Die Reste waren an den Rändern scharf gezackt, und es sah so aus, als wäre die Umhüllung der Stadt einst mit Gewalt zerstört worden.

Durch eines der Löcher in der Decke war der Shift

gekommen. Thomea Untcher hatte sich nicht die Mühe gemacht, nach einer Schleuse und ihrem vielleicht komplizierten Öffnungsmechanismus zu suchen, wo der andere Weg so einfach zu gehen war.

Untcher blieb vor einem der ovalen, dunklen Fenster stehen und schaute in den verlassenen, wassererfüllten Wohnraum hinein. Er versuchte, die Beklommenheit loszuwerden, die ihn befallen hatte, als er den Shift allein verließ. Er wußte nicht, woher sie rührte. Vielleicht war es der fremdartige Anblick der Stadt. Vielleicht empfand er unbewußte Furcht vor fremden Ungeheuern einer fremden Tiefsee, vielleicht ...

Er wußte es nicht. Er wurde das eigenartige Gefühl der Gefahr auch nicht los, und als er jetzt seine Helmlampe einschaltete, um in der Finsternis jenseits des Fensters besser sehen zu können, und, als von der Helligkeit aufgeschreckt, - ein paar hellgraue, aalähnliche Fische hinter dem Fenster hervor dicht über seinen Kopf hinwegschossen, erschrak er fürchterlich.

Er schalt sich einen Narren, während sein Herz noch stürmisch klopfte. Aber dadurch wurde seine Lage auch nicht besser. Jedesmal, wenn er sich umdrehte, hatte er das Gefühl, er müsse hinter sich eines fremden, unheimlichen Feindes gewahr werden.

Trotzdem ging er weiter. Er fand eine Stelle, an der eine schmale Gasse nach rechts von der Straße abzweigte, und diese Gasse erregte seine Aufmerksamkeit. Sie war nicht breiter als zwei Meter und führte nur ein paar Schritte weit. Aber die Wand, die sie, von einem der abgrenzenden Gebäude bis zum dicht gegenüberliegenden reichend, abschloß, wirkte auf eigenartige Weise so, als gehörte sie dort nicht hin, als sei sie jünger als die altersgelben Wände der Ephoger-Wohnungen.

Vorsichtig drang Thomea Untcher in die Gasse ein. Das gelbe Licht der Straßenlampen blieb hinter ihm zurück. Er schaltete seinen Helmscheinwerfer von neuem ein und entdeckte in seiner grellen Helligkeit eine Anzahl regelmäßiger Fugen, die die Abschlußwand der Gasse durchliefen und ein zweieinhalb Meter hohes, knapp einen Meter breites Rechteck formten. Das Rechteck begann auf dem Pflaster der Gasse.

Noch etwas anderes fiel Untcher auf: Der Boden der Gasse war frei von allen Gewächsen. Während das Unkraut draußen auf der Straße wucherte und das alte Pflaster trotz seiner schier unglaublichen Widerstandskraft in ein paar Jahrzehnten völlig aufgeessen haben würde, war hier der Boden glatt und unversehrt.

Mit den dicken, druckgesicherten Handschuhen betastete Untcher die merkwürdige Wand. Er erschrak nicht sonderlich, als der Teil, der innerhalb

des Fugenrechtecks lag, plötzlich zurücktrat und eine Art Eingang freigab. Es gab nur eine schwache, kaum merkbare Strömung. Also war der Raum hinter dem Eingang entweder von Anfang an voll Wasser gewesen, oder er hatte sich mit Wasser gefüllt, als Untcher den unsichtbaren Mechanismus betätigte.

Untcher benachrichtigte den Shift. »Ich habe eine Art Schleuse gefunden«, sagte er. »Ich denke, es ist Unsinn, wenn ich weiter allein in der Gegend herumschnüffle. Ich brauche Leute, die die Angst mit mir teilen.«

Thomea Untcher war einer von den wenigen Schiffskommandanten, die es sich leisten konnten, offen über ihre Angst zu sprechen, ohne an Achtung zu verlieren. Man glaubte ihm, daß er Furcht empfand, und wußte, daß er in der Lage sein würde, sie zu meistern und unglaubliche Dinge zu vollbringen, wenn es darauf ankam.

Untcher stellte sich unter die schmale Öffnung, in der Hoffnung, den Schließmechanismus so zu blockieren, und wartete auf die Ankunft seiner Männer. Er wandte den Kopf, so daß die Helmlampe in den finsternen Raum hineinleuchtete und sah, daß das Gelaß nicht größer war als dreimal drei Meter im Grundriß und ebenfalls drei Meter hoch. Auf der gegenüberliegenden Wand gab es abermals ein rechteckiges Muster von Rillen, und Thomea Untchers Vermutung, daß es sich bei dem mitten in die Gasse hineingebauten Kasten um nichts anderes als eine Schleuse handelte, verstärkte sich zur Gewißheit.

Der eigentliche Schleusenraum war leer. Untcher konnte nicht erkennen, wo die Aggregate saßen, die den gewaltigen Wasserdruck auf dem Grunde des Ozeans, in mehr als viertausend Metern Tiefe, bewältigten. Die Wände waren glatt und nichtssagend.

Hinten, in der Mündung der schmalen Gasse, tauchten die Gestalten der Männer auf, die Untcher herbeigerufen hatte. Vom Schein ihrer Helmlampen umgeben, wirkten sie im grauen Wasser wie spukhafte Phantome. Weit vornübergebeugt, in einer Haltung, in der sie unter normalen Umständen unweigerlich zu Boden gestürzt wären, arbeiteten sie sich vorwärts. Untcher wartete ungeduldig, bis sie die kleine Schleuse erreicht hatten. Es waren drei Mann, und sie würden zusammen mit ihm auf einmal in der Schleusenammer Platz haben. Das war wichtig, denn vorerst wußte niemand, welche Überraschung auf der anderen Seite wartete.

»Ich brauche euch nicht zu sagen, daß ihr die Waffen schußbereit halten sollt«, sagte Untcher, nachdem die Männer den Schleusenraum betreten hatten. »Hinter diesem Schott liegt Niemandland, und es kann sein, daß derjenige am besten dran ist, der am schnellsten schießt.«

Dann gab er seinen Platz unter dem Eingang auf, und wie er erwartet hatte, schloß sich das Schott sofort. Der Teil der Wand, der zuvor nach innen getreten und zur Seite geglitten war, rollte wieder nach vorne, preßte sich in die Öffnung und verschloß sie.

Thomea Untcher zerbrach sich den Kopf darüber, woher wohl die Ephoger die technische Begabung hatten, ein solch mustergültiges Schott zu konstruieren. Er hatte gesehen, daß die Türen an den Wohnungen mit der Hand bedient werden mußten. Es gab einen Riegel, den man zur Seite zog, und danach hatte man die Tür aufzudrücken. In der Opgan-Technologie war kein Platz für ein automatisches Schleusenschott zu finden.

Gespannt wartete Untcher auf das, was nun kommen sollte. Sein Blick war in Bewegung, um den Moment nicht zu versäumen, in dem das Wasser sich unter dem Druck der versteckten Pumpen zu bewegen begann.

Als er sah, was wirklich geschah, setzte ihm für einen Moment der Herzschlag aus. Als er entdeckte, daß ein Teil des Schleusenraumes plötzlich wasserfrei war, ohne, daß das Wasser sich bewegt hatte, glaubte er zuerst, in der verwirrenden Optik des Tiefseebodens seien seine Augen einer Halluzination zum Opfer gefallen. Aber das Phänomen breitete sich aus, und als die Hälfte des Wassers aus der kleinen Kammer spurlos verschwunden war, ohne, daß jemand hätte sagen können, wohin es ging, da ließ sich nicht mehr leugnen, daß etwas Ungeheuerliches geschah.

Man konnte zusehen. Man konnte sehen, wie das Wasser nach rechts, zum vorderen Schott hin, zurückwich. Man sah eine Wasserwand, die sich senkrecht aus dem Boden erhob und bis zur Decke reichte und allen Naturgesetzen Hohn sprach. Diese Wand war in Bewegung, das war die einzige Bewegung, die es zu sehen gab. Sie bewegte sich auf das Schott zu, als liefe sie auf Rollen und als sei ein unsichtbares Wesen damit beschäftigt, sie vor sich herzuschieben.

Dabei war nicht das geringste Geräusch zu hören. Mit gespenstischer Lautlosigkeit vollzog sich die Erscheinung und ließ Untcher und seine Leute vor Schreck erstarrt zurück.

Untcher stand noch lange reglos, als der letzte Tropfen Wasser schon längst aus der Schleuse verschwunden war. Mechanisch, ohne recht zu wissen, was er eigentlich wollte, hob er den linken Arm und warf einen Blick auf die Meßgeräte, die dort wie Armbanduhren angebracht waren.

Das Manometer zeigte einen Druck von 1,2 Atmosphären. Die Schleuse war mit Gas gefüllt und stand unter einem Druck, den ein Terraner ohne Beschwerden ertragen konnte.

Thomea Untcher spürte, wie seine Gedanken sich selbständig machten und unter dem Eindruck des nie Gesehenen der Kontrolle des kühlen Verstandes entglitten. Er schloß die Augen, um sich zu konzentrieren und die Fähigkeit klaren Denkens zurückzugewinnen. Eine Idee kam ihm, die eine Erklärung für das zu geben schien, was er soeben beobachtet hatte. Er erinnerte sich an die Ergebnisse der modernen Feldtheorie - eines naturwissenschaftlichen Zweiges, dem die Entdeckung der ferronischen Materietransmitter auf Terra zu neuer Bedeutung verholfen hatte. Es erschien ihm nicht unmöglich, daß das Wasser mit Hilfe eines Transportfeldes aus der Schleuse vertrieben und die Gasfüllung auf die entsprechende Weise hereingebracht worden war. Und je länger er darüber nachdachte, während seine Leute beklommen schwiegen, desto mehr schien ihm dies die einzige vernünftige Erklärung zu sein. Die Konsequenzen allerdings gefielen Thomea Untcher nicht.

Ein Transportfeld war ein Gebilde, zu dessen Erzeugung es tiefer Einsicht in die Theorie der fünfdimensionalen Energetik bedurfte.

Die Bewohner von Opgan mochten liebenswerte Geschöpfe mit eigenartigen, manchmal erstaunlichen Fähigkeiten sein. Aber von der Theorie fünfdimensionaler Felder verstanden sie bestimmt nichts.

Die Schleuse war von Fremden gebaut worden. Von Fremden, deren Technologie der terranischen mindestens ebenbürtig war.

Thomea Untcher sah auf und stellte fest, daß das Innenschott sich langsam zu bewegen begann. Er konnte noch nicht sehen, was draußen war. Er zog seine Waffe und war überzeugt, in den nächsten Minuten mit einer Menge unangenehmer Dinge fertig werden zu müssen.

*

Nrrhooch war so entsetzt, daß er sich für ein paar Augenblicke lang nicht bewegen konnte. Das kleine, alte Boot lag mitten im Kurs des großen, fremden Fahrzeugs, und dazu bewegte sich der Fremde so schnell, daß nicht einmal, wenn Nrrhooch rechtzeitig reagiert hätte, eine Chance gewesen wäre, dem Zusammenstoß auszuweichen.

Aber eine Art Wunder geschah. Als der Fremde aus der Schlammwolke auftauchte, die der Sturz des Psimobaumes aufgewirbelt hatte, richtete er seinen schlanken, spitzen Bug steil nach oben, als hätte er nur auf die kleine Lichtung gewartet, um dem Gewirr des roten Waldes zu entkommen.

Haarscharf über Grghaoks kleines Boot strich der Kiel des Fremden hinweg. Nrrhooch glaubte, das leise Scharren zu hören, das die Berührung

verursachte, aber er war nicht sicher.

Ungläubig sah er, wie das fremde Fahrzeug weiter in die Höhe zog, bis es im milchigen Dämmerlicht der Tiefsee schließlich den Blicken entschwand. Nrrhooch konnte es nicht fassen. Die Fremden waren so nahe gewesen, daß er ihr Boot hätte mit der Hand greifen können, und sie selbst hatten jeden privaten Bootsverkehr der Ephoger verboten. Wenn sie ihn gesehen hätten, hätten sie angehalten und Grghaoks Boot beschlagnahmt.

Sie hatten das kleine Ding überhaupt nicht bemerkt. Sie waren einfach weitergefahren. Nrrhooch wandte sich zu den beiden Alten um und stieß einen zischenden, gurgelnden Jubelschrei aus. Grghaok war die große Freude anzusehen.

»Weiter!« rief Nrrhooch. »Wir fahren weiter! Das Meer ist uns gut gesinnt. Wir werden bald in Pchchogh sein und die Fremden sehen!«

*

Ran Loodey hatte nichts dagegen einzuwenden, daß die Fremden an Bord kamen. Es waren hochgewachsene, breitschultrige Gestalten, sechs an der Zahl, und sie benahmen sich von Anfang an so, als gehörte die FINMARK ihnen. Ran Loodey war damit einverstanden. Er hatte selbst das Gefühl, daß die bärtigen Fremden die Herren an Bord sein mußten, und ließ sie gewähren.

Keinerlei Neugierde war in ihm. Er wollte nicht wissen, wer die Fremden waren, woher sie kamen und was sie wollten. Er fühlte sich ein wenig erleichtert, daß die Verantwortung für das Schiff von ihm genommen war. Seine Leute schienen ähnlich zu empfinden.

In dieser erleichterten Gleichgültigkeit entging Ran Loodey - und auch seinen Männern -, daß die Fremden kleine, metallische Zylinder mitgebracht hatten, die sie überall im Schiff verbargen, sorgfältig, so daß sie nicht leicht wiederzufinden waren. Aber selbst wenn Ran Loodey etwas davon bemerkt hätte - er hätte nichts dagegen unternommen und wäre auch damit einverstanden gewesen.

Schließlich kam einer der Fremden in den Kommandoraum und erklärte Loodey, daß er die FINMARK fertig zum Start machen solle.

»Sie fliegen auf dem schnellsten Wege nach Terra zurück«, erklärte der bärtige Hüne.

*

Derjenige, der mit seiner Lage im Augenblick am wenigsten einverstanden war, war Dr. Theodore Dunyan.

Als er zu sich kam, hatte er irgend etwas Faseriges im Mund und konnte kaum die Zunge bewegen. Der

Schädel schmerzte ihm vor Atemnot. Er konnte nichts sehen, denn über ihm lag eine Menge Zeug, anscheinend Decken und Kleider und ähnliche Dinge, und schloß ihn von der Außenwelt ab.

Er konnte nicht einmal die Arme bewegen. Loodey, dieser Schuft, hatte ihn sachverständig gefesselt. Überhaupt, Ran Loodey ... Ted Dunyan hatte schließlich herausgefunden, was für Loodeys und der anderen Leute eigenartigen Veränderung verantwortlich war. Das Ergebnis seiner Untersuchungen war so wunderlich und unglaublich gewesen, daß Dunyan zunächst glaubte, er hätte irgendwo einen Fehler gemacht, und die gleiche Reihe von Experimenten noch ein zweites Mal anstellte.

Er bekam das gleiche Ergebnis, und es wurde ihm klar, daß er eine der aufsehenerregendsten Entdeckungen gemacht hatte, die der Menschheit in diesem Jahrhundert gelingen würden.

Loodey war schließlich aufgewacht. Er hatte so getan, als sei er wieder bei klarem Verstand. Er behauptete, er bedaure alles, was geschehen sei, und hatte nichts Eiligeres zu tun, als um Erlaubnis für ein Gespräch mit Captain Stowes zu bitten, damit er sich entschuldigen konnte.

Ted Dunyan hatte diese Phase der Entwicklung vorausgesehen, und daß sie tatsächlich eintrat, war ihm ein Beweis für die Richtigkeit seiner Resultate. Er bemühte sich, Loodey nichts davon merken zu lassen, daß er ihn durchschaute und daß er genau wußte, wie wenig ernst es Loodey meinte.

Aber irgendwie mußte er sich verraten haben, oder Loodey war der Meinung gewesen, es sei in jedem Fall besser, einen Gegner weniger zu haben. Auf jeden Fall war er in einem Augenblick, in dem Ted Dunyan mit seinen Geräten beschäftigt war, aufgesprungen - und von da an wußte Ted Dunyan nichts mehr bis zu dem Augenblick, in dem er gefesselt und mit finsternen Decken überhäuft, mit akuter Atemnot wieder aufwachte.

Ted Dunyan war Wissenschaftler. Er war ein junger Mann, der in die Solare Raumflotte eingetreten war, weil er überzeugt war, daß er seine Kenntnisse auf weiten Reisen durch die Tiefen der Galaxis am wirkungsvollsten erweitern könne. Die Sorge um seine eigene Person hatte ihm vielleicht nicht so viel Kraft und Ausdauer gegeben, wie er brauchte, um seinem Gefängnis zu entinnen. Aber die Tatsache, daß er, im Besitz einer ungeheuer wichtigen Entdeckung, gezwungen war, in einem finsternen Schrank um Atem zu ringen, anstatt, daß er hinausging, zur Erde zurückkehrte und aller Welt offenbarte, welches Wunder er entdeckt hatte, machte ihn wütend und ließ ihn sich wider alle Vernunft gegen seine Fesseln stemmen.

Er glaubte, den ersten winzigen Erfolg errungen zu

haben, als er plötzlich Stimmen hörte. Er hielt inne, um zu horchen. Er glaubte zuerst, Loodey sei zurückgekehrt, um nach ihm zu sehen, aber dann merkte er, daß die Stimmen Arkonidisch sprachen.

Das machte ihn neugierig. Er verhielt sich still, um kein Geräusch zu verursachen und nicht entdeckt zu werden. Er hörte, wie einer der beiden Unbekannten laut auflachte und mit dröhnender Stimme versicherte:

»Bis sie auf Terra gemerkt haben, daß das Zeug über ihre ganze Atmosphäre verteilt ist, werden sie nicht mehr in der Lage sein, etwas dagegen zu unternehmen!«

Und sein Begleiter stimmte in das hämische Lachen ein.

Ted Dunyan wußte, worüber sie sprachen. Er war der einzige Terraner, der wußte, was mit »dem Zeug« gemeint war. Sobald die Stimmen draußen verstummten und die Schritte sich entfernt hatten, begann er, wie ein Wahnsinniger an seinen Fesseln zu zerren. Denn mit einem Schlag war ihm klargeworden, in welcher fürchterlicher Gefahr die Erde schwebte.

*

Hinter der Schleuse setzte sich die Gasse fort. Sie sah genauso aus wie dort, wo sie von der Straße abzweigte; aber die Wohnungen rechts und links waren gut erhalten, und anstatt des milchig trüben Meerwassers erfüllte klare, frische Luft den Raum zwischen den Gebäuden.

Thomea Untcher kam nicht mehr dazu, einen Blick nach oben zu werfen und festzustellen, warum die Stadtdecke hier noch unversehrt war, während sie jenseits der Schleusenkammer mehr Löcher als unbeschädigte Stellen aufwies. Er kam auch nicht dazu, seine Waffe zu gebrauchen, obwohl er sich Mühe gab, auf alles gefaßt zu sein.

Das lag daran, daß er den Gegner nicht sah. Die Gasse lag leer und still unter dem gelben Licht. In der Überzeugung, daß seine Furcht grundlos gewesen sei, ging Thomea Untcher ein paar Schritte vor seinen Leuten her.

Da traf ihn plötzlich der gewaltige, betäubende Schlag. Er war bisher langsam und vorsichtig gegangen, Schritt für Schritt, aber das, was ihn da unerwartet traf, fühlte sich an wie eine stählerne Wand, gegen die er mit der Geschwindigkeit eines schnellfahrenden Autos angerannt war.

Er taumelte und stürzte. Noch ein zweites Mal traf ihn das unheimliche Etwas, dann verlor er das Bewußtsein.

*

Der gelbe, trauliche Lichtschein der Stadt tauchte aus der milchigen Finsternis auf. Nrrhoochs Atem ging schneller, als er daran dachte, daß er in ein paar Tausendstel-Zehnteln die Fremden zu sehen bekommen würde, die Terraner, von denen Grghaok so viele märchenhafte Dinge wußte.

Er hatte unterwegs noch oft über das große fremde Fahrzeug nachgedacht, das sie im Psimowald um ein Haar gerammt und getötet hätte. Es interessierte ihn, was die Fremden im westlichen Teil der Plantage zu suchen hatten, obwohl die Blüten dort noch gar nicht reif waren. Nachdem er die erste Gefahr glücklich überstanden hatte, hatte der Reiz des Abenteuers ihn gefangen, und er hätte versucht, dem Boot der Fremden vorsichtig zu folgen, wären da nicht die anderen Fremden gewesen, die in Pchchogh auf sie warteten.

Nrrhooch schlug einen Bogen, um von Norden her in die Stadt hineinzukommen. Im Norden gab es eine offene Schleuse, und außerdem war es vom Nordende von Pchchogh bis zu dem Stadtteil, in dem es noch unzerstörte Wohnungen gab, der kürzeste Weg.

Vorsichtig, wie die beiden Alten es ihm geraten hatten, tauchte Nrrhooch tief in die letzte Bodenfalte vor der Stadt hinunter, anstatt sie auf gleicher Höhe zu überfahren, und als die Nase des Bootes so weit über den Rand der Falte lugte, daß er wieder freien Ausblick hatte, entdeckte er das große, schlanke Fahrzeug der Fremden zum zweitenmal.

Lag es daran, daß er im Unterbewußtsein damit gerechnet hatte, oder daran, daß das Gefühl naher Gefahr ihn mit prickelndem, nie gekanntem Reiz erfüllte und ihn zu Dingen befähigte, die er sonst niemals fertiggebracht haben würde? Diesmal empfand er keine Panik. Der Schreck ließ ihn nicht erstarren. Schneller, als die beiden Alten denken konnten, früher noch, als sie das fremde Boot wahrnahmen, hatte Nrrhooch den Motor ausgeschaltet, und, dem Zug der Schwerkraft folgend, glitt sein Boot wieder in die Bodenfalte zurück.

Nrrhooch lauschte gebannt. Auf dem Grund der Falte war es so finster, daß er keine zwei Schwimmstöße weit sehen konnte. Aber er war sicher, daß er die Bewegung des Wassers würde hören können, wenn die Fremden ihm nahekamen.

Er hörte nichts. Ein Hundertstel-Zehntel ließ er verstreichen, während die beiden Alten aufgeregt plapperten und einander ihre Angst eingestanden, dann wagte er es, den Motor wieder in Gang zu setzen und den Hang der Falte langsam hinaufzufahren.

Er sah den Lichtkreis der alten, verlassenen Stadt. Er sah den Boden des Meeres flach und offen vor sich liegen. Das fremde Fahrzeug war verschwunden.

Er war den Fremden zum zweitenmal entgangen.

Er fragte sich, was die Fremden in Pchchogh zu suchen hätten.

Nrrhooch war ein kluger Mann. Er überlegte, ob die Phchauchol, von denen Grghaok sich fürchtete und an die Lchox nicht glauben wollte, nicht in Wirklichkeit mit den bärtigen Fremden identisch waren, die aus dem einen oder anderen Grund einen Vorteil darin sahen, daß die Stadt Pchchogh verlassen und leer war.

Vielleicht lag in Pchchogh das Hauptquartier der Fremden! Niemand auf Opghan wußte, wo die Fremden eigentlich hausten. Sie waren hier, sie waren dort ... aber sie hatten keine Wohnung, in der sie lebten. Lebten sie in Pchchogh?

In Pchchogh gab es unversehrte Wohnungen. Die Ephoger wußten das, weil mancher Mutige unter ihnen trotz der blutrünstigen Phchauchol-Geschichten in die alte Stadt eingedrungen war und sich umgesehen hatte. Natürlich war keiner von ihnen länger als ein paar Hundertstel-Zehntel geblieben, und keiner hatte sich in eine der Wohnungen hineingetraut. Wenn die Fremden darauf aus waren, nicht entdeckt zu werden, dann hatten sie das leicht bewerkstelligen können. Und diejenigen, die nicht von Pchchogh zurückgekehrt waren und deren Tod den Phchauchol zugeschrieben wurde, waren demnach in Wirklichkeit das Opfer der Fremden geworden.

Wie in einer Vision sah Nrrhooch plötzlich die Fremden, wie sie in Pchchogh hausten, den Chchrorl gleich, die in Höhlen lebten und ihre gewaltigen Fangarme daraus hervorschießen ließen, wenn ein Ahnungsloser sich näherte. Von Pchchogh aus spannten sie ihre Fäden, die Opghan umgarnten und seine Bewohner im Unglück gefangenhielten.

Und noch etwas anderes glaubte Nrrhooch zu sehen: Die neuen Fremden, die Terraner, wie Grghaok sie nannte, befanden sich in allerhöchster Gefahr. Denn sie wußten nichts von den Geheimnissen, die Pchchogh barg.

*

Ted Dunyan fiel ein paarmal in Ohnmacht, bevor er den ersten Erfolg errang. Der Kampf mit den Fesseln kostete Atemluft, und das war gerade das, was Ted am wenigsten hatte. Mehrmals tobte ein wildes Gefunkel bunter Sterne vor seinen Augen, und er lag eine Weile betäubt, bevor er wieder zu sich kam und seine Anstrengungen fortsetzen konnte.

Aber dann hatte er plötzlich eine Hand frei. Ein Stoffetzen hing vom Handgelenk herunter, aber der störte Ted nicht sonderlich. Als erstes riß er sich den Knebel aus dem Mund, warf die Decken und Kleidungsstücke beiseite, unter denen er begraben

gelegen hatte, und trank die herrliche, frische Luft in wilden Atemzügen in sich hinein.

Dann befreite er die Füße. Schließlich stand er auf, öffnete die Tür des Schrankes und verschaffte sich in Loodeys Kabine vorsichtig und leise ein wenig Bewegung, um die Blutzirkulation wieder in Gang zu bringen. Er wußte, daß er sich in höchster Gefahr befand. Vom Kommandostand aus konnte Loodey jedes beliebige Interkomgerät einschalten und unabhängig davon, ob auch am anderen Ende der Leitung eingeschaltet wurde, jeden Raum der FINMARK inspizieren. Wenn es ihm einfallen sollte, einen Blick in diese Kabine zu werfen, dann war Ted Dunyan erledigt, noch bevor er angefangen hatte, seine Pläne auszuführen.

Sobald der kribbelnde Schmerz des Wiedereinsetzens des Blutkreislaufs nachgelassen hatte und Ted glaubte, daß sein Körper nun den Anstrengungen gewachsen sei, die ihm bevorstanden, öffnete er vorsichtig das Kabinenschott und lugte auf den Gang hinaus, der draußen vorbeilief.

Er war leer. Links mündete er nach zehn Metern auf einen Deck-Hauptgang, und dort würden rasche Laufbänder für ein schnelleres Fortkommen sorgen. Ted entschloß sich, den Versuch zu wagen, obwohl er nicht wußte, ob Loodey vorne auf dem Hauptgang Posten aufgestellt hatte.

Ungesehen gelangte er bis an die Mündung des Zweiggangs. Immer noch war es still um ihn herum bis auf das Summen, das das Innere eines jeden Raumschiffes zu erfüllen pflegte, und das leise Schlurfen der Laufbänder. Auch auf dem Hauptgang war niemand zu sehen. Totenstille herrschte.

Ted Dunyan konnte sich nichts Besseres wünschen. Sein Plan lag fest, und sobald er auf dem Hauptgang dreißig Meter entlanggefahren war, befand er sich so gut wie in Sicherheit. Denn auf den verschlungenen, finsternen Wegen, auf denen er sich dann zu bewegen gedachte, würde ihm wahrscheinlich niemand begegnen.

Nicht ein einziges Mal kam Ted Dunyan auf den Gedanken, daß es ein närrisches Unterfangen sei, waffenlos und als einzelner ein großes, fast voll bemanntes Raumschiff erobern zu wollen. Thomea Untcher öffnete die Augen und sah die drei fremden Wesen, die vor ihm standen und ihn mit einer Art kalter, wissenschaftlicher Neugierde betrachteten.

Wie ein Schleier fiel es ihm von den Augen, als er die Fremden sah. Von einer Sekunde zur ändern wußte er plötzlich, wer das Komplott auf Opghan inszeniert hatte, und er bekam eine deutliche Vorstellung von dem Einsatz, um den hier gespielt wurde.

Zwei der Fremden waren stämmig, breitschultrig und hochgewachsen. Beide trugen dichte Vollbärte, obwohl der Bart des einen, jüngeren, so aussah, als

sei er künstlich.

Der dritte war ein Muster an Häßlichkeit. Er war größer als die beiden anderen und unsagbar dürr. Sein schlanker, sich oben zu einer kugeligen, haarlosen Kuppel rundender Kopf trug ein Paar großer, intelligenter und grausamer Augen. Die Lippen waren schmal und fest zusammengekniffen. Der Hals ragte unnatürlich weit aus den schmalen Schultern hervor, und was darunter kam, sah so aus, als müsse es bei der geringsten Belastung in Stücke zerbrechen.

Thomea Untcher wußte, daß er das gewöhnlich nicht tat. Die Aras waren widerstandsfähige Geschöpfe, und ihr Äußeres täuschte über die ungeheure Vitalität hinweg, die ihrem Körper innewohnte. Die Aras waren in grauer Vorzeit aus dem gleichen Urvolk hervorgegangen wie Springer und Arkoniden. Der Überzeugung folgend, daß eine unbekannte Kraft das All nur zu dem Zwecke geschaffen hätte, daß sie, die Aras, darin herumfahren und Geheimnisse ergründen könnten, waren sie eine Sippe von Wissenschaftlern geworden, jener Sorte von Wissenschaftlern, die die pure Wißbegier treibt und die selbst keine Skrupel und auch keine Ehrfurcht vor den Skrupeln anderer Wesen kennen.

Ihre größten Erfolge hatten die Aras auf dem Gebiet der Medizin und der Biophysik erzielt. Es gab keine Ärzte ihresgleichen in der Galaxis, auch wenn sie manchen ihrer Patienten gegen seinen Willen in Stücke zerschnitten, nur um dem Geheimnis organischen Lebens auf die Spur zu kommen. Mit ihren Medikamenten hatten sie sich ganze Planeten Untertan gemacht, ihre Narkotika wurden in den entferntesten Gegenden der Milchstraße zu ungeheuren Preisen gehandelt, und künstliche Ungeheuer, Retortenwesen, hatten den Terranern auf mehreren ihrer galaktischen Unternehmungen Schwierigkeiten gemacht.

Die Aras hatten sich auf Opghan eingenistet. Thomea Untcher war in diesem Augenblick unfähig, etwas anderes als Mitleid für die Ephoger zu empfinden. Ihr Lebensglück war für immer dahin, wenn die Aras sich für sie zu interessieren begannen.

Die beiden anderen Fremden waren nicht schwer zu identifizieren. Sie waren Springer, Angehörige eines nomadisierenden Volkes, die sich als ein Verein unabhängiger Kaufleute betrachteten, im Notfall wie Pech und Schwefel zusammenhielten und im übrigen der Überzeugung waren, daß der liebe Gott ein Handelsmonopol ausschließlich für die Springer geschaffen habe. Terra hatte mehr als einmal in ihrer galaktischen Geschichte mit den Springern zu tun gehabt. Angesehene Springer-Kapitäne waren zeitweise Perry Rhodans Bundesgenossen gewesen, wenn auch niemals seine

Freunde. Auf der anderen Seite hatte die Erde auch schon eine Menge Schwierigkeiten gehabt, und die Tage, da die Springer unter dem Patriarchen Cokaze das terranische Sonnensystem nur widerwillig wieder verlassen hatten, wobei sie gleichzeitig den Plan aufgaben, das Solare Imperium unter Perry Rhodans Führung jetzt sofort und in einem einzigen Angriff sich zu unterwerfen, waren Thomea Untcher noch in frischer Erinnerung.

Auf jeden Fall: Es war nicht verwunderlich und auch nicht das erstmal, daß Aras und Springer sich zu einer gemeinsamen Aktion zusammenfanden und daß diese Aktion sowohl gegen die Erde als auch gegen das Arkonidische Imperium gerichtet war.

Untcher begann, sich für seine eigene Lage zu interessieren, nachdem er seine Gedanken sortiert hatte. Er saß auf einem Stuhl und war nicht gefesselt, aber bewegen konnte er sich trotzdem nicht. Die einzigen Muskeln, die seinem Willen gehorchten, waren die der Augenlider, die des Mundes und diejenigen, die die Lunge befähigten, Luft zu holen und wieder auszustoßen. Untcher erinnerte sich an die harten Schläge, die er erhalten hatte, und wußte, daß mit einer Schockwaffe auf ihn geschossen worden war. Die Lähmung war eine Folge des Nervenschocks und würde mit der Zeit vergehen.

So weit sein Blickfeld reichte, sah er keinen von seinen Männern. Der Raum, in dem er sich befand, schien ziemlich groß und ausschließlich mit medizinischen Geräten möbliert zu sein. Es war ein Raum, wie man ihn in einer Ara-Stadt zu finden erwarten würde. Die Aras hatten also eine Niederlassung in Pchchogh. Sie hatten die Schleuse gebaut, die einen Teil der Stadt wieder bewohnbar machte, und Thomea Untcher - darüber ärgerte er sich am meisten war ihnen wie ein Anfänger in die Falle gegangen.

Die drei vor ihm hatten bemerkt, daß er zu sich gekommen war. Einer von ihnen, der Springer mit dem echten Bart, trat einen Schritt nach vorne und erklärte auf arkonidisch:

»Ich bin Nathael, Patriarch meiner Sippe. Wer auch immer Sie sind, Sie hätten besser daran getan, Ihre Nase nicht in fremde Angelegenheiten zu stecken.«

»Es ist keine fremde Angelegenheit«, antwortete Thomea Untcher ruhig und mit einem Tonfall, als säße er bequem in einem Konferenzsessel und unterhielte sich mit einer Reihe von interessierten und vernünftigen Leuten. »Das Arkonidische Imperium hat uns um eine Polizeiaktion auf Opghan gebeten, und von dem Augenblick an war es unsere Angelegenheit. Terra hat einen Vertrag mit Arkon, der besagt, daß die terranische Flotte dem Imperium in Fällen wie diesem Unterstützung zu leisten hat. Und Sie wissen sicher, daß wir unsere Verträge

halten!«

Nathael schien die Spitze gegen die Unzuverlässigkeit seines Volkes nicht zu empfinden. Im Gegenteil: Er ging auf den leichten Plauderton ein und antwortete:

»Hier geht es um ein Geschäft, mein Freund ...«

»Mein Name ist Untcher«, unterbrach ihn Untcher, »Thomea Untcher. Nur, damit Sie mich nicht mein Freund zu nennen brauchen.«

Nathael war eine Sekunde lang verblüfft. Dann fuhr er fort:

»Um ein Geschäft geht es hier, wie gesagt. Und Geschäfte sind allein unsere Sache. Wir wehren uns gegen jede Einmischung von außen, und daß Sie dies nicht beachtet haben, wird Sie wahrscheinlich Ihr Leben, zumindest aber den freien Willen kosten.«

Thomea Untcher sah eine Möglichkeit, mehr über die seltsame Veränderung zu erfahren, die mit seinen Männern an Bord der FINMARK vor sich gegangen war.

»Aha«, machte er leichthin. »Wie wollen Sie das bewerkstelligen?«

Nathael lächelte maliziös und machte eine Handbewegung auf den Ära hin.

»Ganz einfach. Unser Freund, Plougal, arbeitet seit geraumer Zeit an der Entwicklung eines neuartigen Wirkstoffes, dessen Grundbestandteile in den Keimzellen der auf Opghan heimischen Psimokoralle enthalten sind. Vor kurzem ist es ihm gelungen, den Wirkstoff in seiner wirksamsten Form herzustellen ... und wie das Resultat aussieht, das haben Sie an Bord Ihres eigenen Schiffes feststellen können.« Untcher nickte.

»Sie meinen, die Männer werden immer und ewig so bleiben, wie sie jetzt sind? Der Wirkstoff verliert seine Kraft nicht mit der Zeit?«

»Nicht von selbst«, antwortete Nathael. »Der Wirkstoff enthält Neoaminodysprosonat. Dieser Bestandteil kann durch Bestrahlung mit thermischen Neutronen umgewandelt werden, was zur Folge hat, daß die Wirkung erlischt und der Stoff langsam aus dem Körper ausgeschieden wird. Bestrahlung mit Neutronen ist also die einzige Möglichkeit, die Folgen des Wirkstoffs zu beseitigen.«

»Und Sie erzählen mir das so einfach?« fragte Untcher.

Nathael machte eine verächtliche Geste.

»Sie werden keine Gelegenheit mehr haben, diese Kenntnis zu nützen«, behauptete er. »Wetten ...?« fragte Untcher. Nathael runzelte die Stirn. »Wie? Ach so ...!« Dann fing er lauthals an zu lachen. »Sie würden«, sagte er, »nicht einmal die Möglichkeit haben, die verlorene Wette zu bezahlen!« Untcher winkte ab. »Also nicht«, sagte er mit bedauerndem Unterton. »Erzählen Sie mir, wie Sie auf Opghan verfallen sind und was für Pläne Sie haben!«

Nathael fühlte sich in seiner Rolle offensichtlich wohl. Bereitwillig begann er zu berichten:

»Opghan ist seit Jahrtausenden ein Studienobjekt unserer Freunde von Aralon. Sie haben Ephoger zu sehen bekommen. Es wird Ihnen aufgefallen sein, daß sie eine Reihe von Kennzeichen besitzen, nach denen zu urteilen sie Abkömmlinge arkonidischer Einwanderer sein müßten. Andererseits hat noch kein Arkonide, selbst wenn er auf einer wasserreichen Welt wie dieser lebt, Schwimmhäute und Luftrohre entwickelt. Die Anzeichen widersprechen sich also. Das Rätsel ist gelöst, wenn man erfährt, daß Plougals Volk kurz nach der Einwanderung der Arkoniden auf Opghan eine Niederlassung gegründet hat. Natürlich waren nur zwei Auswandererschiffe auf Opghan gelandet. Mehr Emigranten hatten auf den paar tausend kleinen Inseln nicht Platz. Plougals Volk hielt es für widersinnig, daß eine Handvoll Siedler auf ein paar wasserumspülten Inselchen ihr Leben fristen sollten, wo Opghan doch Platz genug für Millionen und Milliarden bot - wenn diese Bewohner es verstanden, sich den Umweltbedingungen anzupassen. Die Aras nahmen dieses Problem in Angriff. Teilweise mit Zustimmung der Einwanderer, teilweise ohne, schufen sie im Laufe von Generationen eine neue Spezies. Die Spezies der Ephoger, Fischmenschen. Sie wissen, wie Plougals Volk ist: Für die Wissenschaft opfern sie alles. Das Experiment dauerte fast tausend Jahre lang. Aber am Ende hatten sie vollen Erfolg. Sie hatten eine neue Art gezüchtet.«

Thomea Untcher schüttelte sich. Er stellte fest, daß Muskeln und Nerven seines Körpers seinen Befehlen wieder zu gehorchen begannen.

»Für die ersten Einwanderer muß es ein Schock gewesen sein«, behauptete er, »zu sehen, daß ihre Kinder Schwimmhäute und einen Schnorchel hatten.«

»Ja«, meinte Nathael lachend, »das war es wohl. Aber dem Dienst an der Wissenschaft opfern die Aras Glück und Zufriedenheit einer neuen Art, wenn es sein muß.«

Untcher konnte den Kopf plötzlich wieder bewegen. Er sah Plougal, dem Ära, ins Gesicht und versuchte zu erraten, was er dachte. Aber kein Muskel bewegte sich in Plougals Miene. Der Bericht über die unmenschlichen Taten seiner Genossen schien ihn kalt zu lassen.

Nathael dagegen hatte sich anscheinend am Klang seiner eigenen Stimme berauscht. Gut gelaunt fuhr er fort zu berichten:

»Jahrtausendlang hatten die Aras nichts als einen schwach besetzten Posten auf Opghan. Sie verstehen: Die Folgen eines solch langwierigen Experiments müssen geduldig beobachtet werden. Sie dachten nicht, daß ihnen Opghan noch irgendwelchen

weiteren Nutzen bringen würde. Aber dann entdeckten sie den Wirkstoff der Psimokoralle, und von einem Augenblick zum ändern war ihr Interesse an Opghan wieder geweckt.

Sie machten einige Experimente, und die endeten vielversprechend. Die Aras dachten daran, die Korallenwälder der Tiefsee auszubeuten. Dazu brauchten sie die Dienste der Ephoger. Da die Ephoger aber nicht daran dachten, freiwillig in Korallenplantagen zu arbeiten, mußten sie dazu gezwungen werden. Sie kennen die Mentalität der Aras ...« Er breitete die Arme zu einer umfassenden Geste aus, als spreche er zu einem guten Freund, dessen Fehler er zu entschuldigen versuchte »... sie sind zu offener Gewalttat nicht befähigt. Andererseits besaßen sie noch nicht genug von dem Wirkstoff, um die Ephoger allesamt zu beeinflussen. Sie boten den Handel an, und wir erledigten die schmutzige Arbeit für sie. In wenigen Tagen - ein Tag auf dieser wunderlichen Welt dauert ja fast neun Tage von der Sorte, wie Sie sie auf Terra kennen - wird genug von dem Stoff hergestellt sein, daß wir der Ephoger für alle Zeiten sicher sind, und dann kann das eigentliche Geschäft beginnen. Wir versprechen uns einen guten Gewinn!«

Thomea Untcher antwortete nicht mehr. Es gab einen Grad der Frivolität, vor der selbst sein toleranter, vorurteilsloser Geist kapitulierte. Es gab einen Grad der Gefühllosigkeit, vor dem selbst Thomea Untcher schauderte. Er kannte nun die Geschichte der bedauernswerten Ephoger. Wie sie aus arkonidischen Einwanderern geschaffen worden waren. Wie der Grad ihrer Zivilisation unter der biologischen Veränderung zurückgegangen war, bis sie endgültig den Zustand der Primitivität wieder erreicht hatten, aus dem die Zivilisation der Arkoniden schon Jahrzehntausende zuvor endgültig emporgestiegen war. Wie sich ein Teil des technisch naturwissenschaftlichen Bewußtseins unter den Begabten fortvererbt hatte, so daß sie imstande gewesen waren, innerhalb weniger Jahrtausende eine neue Zivilisation zu errichten, die sich sehen lassen konnte, wenn sie auch merkwürdige Zeichen aufwies: Zum Beispiel die Tatsache, daß die Ephoger zwar tiefseetüchtige Unterseeboote besaßen - besser, als die Erde sie vor siebzig Jahren noch gekannt hatte - aber nicht wußten, was ein Radio war, und auf die Fische der See mit luftdruckgetriebenen Harpunen Jagd machten, anstatt Feuerwaffen zu benutzen.

Untcher verstand alles. Er hatte gesehen, wie seine Männer auf die Droge reagierten, und konnte sich vorstellen, daß die Springer sich von einem solchen Mittel ein ungeheures Geschäft erhofften. Denn Skrupel kannten sie ebensowenig wie die Aras, nur, daß sich bei den Springern die Skrupellosigkeit auf das Geschäfte machen bezog, während sie bei den

Aras das Aushängeschild wissenschaftlicher Wißbegierde trug. »Nur eines interessiert mich noch«, sagte Untcher schließlich müde: »Was ist aus meinen Leuten geworden?«

»Oh, sorgen Sie sich nicht um sie!« meinte Nathael zynisch. »Wir haben sie alle. Sie sind gut aufgehoben. Vor Jahrhunderten schon haben die Aras mit Hilfe von Gruselmärchen und geheimnisvollen Angriffen die Bewohner dieser Stadt vertrieben, um sich einen Stützpunkt zu schaffen. Sie verfügen hier in Pchchogh über mehr als zweihundert intakte Räume und sind so großzügig, jedem Ihrer Leute eine besondere Wohnung anzuweisen.«

Untcher nickte. Er sah, daß es wenigstens im Augenblick keine Hoffnung gab. Er würde selbst etwas unternehmen müssen, wenn er aus Pchchogh wieder hinauskommen wollte.

Ein Teil seiner Mutlosigkeit schien sich auf seinem Gesicht zu spiegeln, und Nathael, der die seelische Zermürbung seines Gefangenen für eine wichtige Aufgabe hielt, fuhr eindringlich fort:

»Nicht nur das, Untcher. Wir haben auch Ihr Schiff in der Hand. Unsere Leute sind an Bord gewesen und haben Ihrem Sergeanten Loodey den Befehl gegeben, zur Erde zu starten. Loodey wird gehorchen. In ein paar Stunden ist die FINMARK unterwegs. Mit einer ziemlich gefährlichen Ladung an Bord, versteht sich.«

Untcher zweifelte nicht daran, daß er die Wahrheit sprach. Er bemühte sich, seine Bestürzung zu verbergen, aber es gelang ihm nicht vollständig. Er haßte es, dem Springer die Befriedigung zu bieten, daß er ihn erschüttert hatte und war ziemlich froh, als es plötzlich in seinem Rücken eine Bewegung gab und Nathael, der andere Springer und Plougal verwundert aufsahen.

»Was gibt es, Aktar?« hörte er Nathael fragen.

»Drei Ephoger haben in Bchacheeth einen Posten niedergeschlagen und die Stadt verlassen«, sagte eine aufgeregte Stimme. »Chchaath hat alle verfügbaren Leute ausgeschiedt, um nach den Flüchtigen Ausschau zu halten. Er ist mit mir auf dem schnellsten Weg hierhergekommen. Es besteht die Möglichkeit, daß die Flüchtlinge auf dem Weg nach Pchchogh sind.«

Nathael war immer noch verwundert.

»Macht ihr euch Sorgen wegen dreier Ephoger?« fragte er verächtlich.

»Ich hätte es nicht getan«, antwortete Aktar, als müsse er sich entschuldigen. »Aber Chchaath behauptet, einer der drei sei ein gewisser Grghaok, der alle Schliche und Kniffe auf Opghan kennt. Chchaath meint, er sei vielleicht sogar fähig, unbemerkt in diese Stadt einzudringen.«

»Ja«, sagte Grghaok mit Nachdruck, »ich weiß einen Weg!«

Nrrhooch und Lchox sahen ihn verwundert und beinahe ehrfürchtig an.

»Du weißt ...« hauchte Nrrhooch. Grghaoks Hand stimmte wedelnd zu.

»Als ich ein junger Mann war«, erklärte der Alte, »habe ich mich für geheimnisvolle Dinge interessiert. Pchchogh war eines von ihnen. Ich kenne diese Stadt besser als irgendein anderer.«

»Aber die Phchauchol«, wandte Lchox ein. »Du fürchtest dich vor ihnen! Hast du das nicht gesagt?«

»Natürlich fürchte ich mich vor ihnen«, gab Grghaok zu. »Ich habe einmal einen von ihnen zu spüren bekommen.«

»Wie war das?« fragten Nrrhooch und Lchox wie aus einem Mund.

Grghaok streckte beide Handflächen nach oben.

»So genau kann ich es nicht mehr sagen. Es ist schon lange her. Ich erinnere mich, daß mich von hinten ein fürchterlicher Schlag traf ... das war, als der Phchauchol mich ansprang. Dann erinnerte ich mich an nichts mehr bis zu dem Zeitpunkt, zu dem ich wieder aufwachte und feststellte, daß ich mitten auf der Straße lag.«

»Im Wasser?!« fragte Nrrhooch staunend.

»Nein, natürlich nicht. Im unversehrten Teil der Stadt. Sonst wäre ich doch ertrunken. Niemand hat so viel Luftvorrat, daß er eine ganze Ohnmacht im Wasser überstehen kann.«

»Mchchm«, machte Lchox, »wenn ich dich richtig verstehe, hast du den Phchauchol also gar nicht gesehen, wie?«

»Nein«, antwortete Grghaok, »gesehen habe ich ihn nicht, nur gespürt.«

»Mchchm«, wiederholte Lchox, »dann können es ebenso gut die Fremden gewesen sein, von denen Nrrhooch glaubt, daß sie in Pchchogh leben.«

»Kann sein«, gab Grghaok zu. »Vielleicht werden wir es bald herausfinden.«

Er stand auf und öffnete die kleine Bootsschleuse.

»Wir wollen gehen«, schlug er vor. »Vielleicht sind die Terraner wirklich in Gefahr.«

Nrrhooch, als der Jüngste, stieg zuerst aus. Das kleine Boot lag dicht vor der Ruine des Kunststeingehäuses, das einst die Stadt Pchchogh umgeben und vor dem Wasserdruck geschützt hatte. Jetzt war das Gehäuse an vielen Stellen zerbrochen, und man konnte die Stadt betreten, ohne eine Schleuse zu benutzen. Im übrigen hatten viele der Schleusen schon lange den Dienst aufgegeben und waren selbst nichts weiter als Löcher, wie zum Beispiel die Nordschleuse, die ganz in der Nähe lag.

Grghaok führte sie zunächst in den überfluteten Teil der Stadt hinein. Der Alte bewegte sich vorsichtig, behende schwimmend und jede mögliche

Deckung ausnutzend, und seine Begleiter folgten ihm in gleicher Weise.

Nrrhooch wurde ein wenig unheimlich zumute, als er Grghaok schließlich durch eines der dunklen Fenster in eine Wohnung hineinschwimmen sah, aber er folgte ihm ohne Zögern, wobei er die fremde Waffe in die Hand nahm und inbrünstig hoffte, sie möge auch im Wasser ihren Dienst tun.

In der Finsternis war plötzlich Grghaoks Stimme. Sie erklärte:

»Aus einem Grund, den ich nicht kenne, besitzt diese Wohnung eine besondere Schleuse. Vielleicht war ihr Besitzer ein vorsichtiger Mann und glaubte, daß die Stadt eines Tages überflutet werden würde. Für diesen Fall wollte er einen sicheren Ausgang haben. Auf jeden Fall führt das jenseitige Schleusenluk mitten in den trockenen Teil von Pchchogh hinein. Als ich zum letztenmal hier war, das war vor etwa fünfhundert Tagen, hatten die Fremden die Schleuse noch nicht entdeckt. Ich hatte sie mit Zeichen versehen und konnte das an den unversehrten Zeichen erkennen.«

Schwaches gelbes Licht fiel durch die leere Fensterhöhle herein. Nrrhoochs Augen mußten sich erst wieder an die Dunkelheit gewöhnen. Dann sah er, wie Grghaok sich im Hintergrund des Raumes an der Wand zu schaffen machte. Er schwamm hinzu, um ihm zu helfen. Gemeinsam bewegten sie das schwere Luk, das die Schleuse verschloß und dem die Jahrhunderte in der überfluteten Stadt wenig ausgemacht zu haben schienen.

Der Raum dahinter war klein. Sie hatten Mühe, alle drei gleichzeitig darin Platz zu finden. Sie zogen das Luk hinter sich zu und warteten darauf, daß die Pumpen anfangen zu arbeiten. Eine Weile verging, ohne, daß etwas geschah. Grghaok machte sich derweilen an dem Außenluk zu schaffen und untersuchte anscheinend die Zeichen, die er vor langen, langen Tagen angebracht hatte.

»Sie haben sie immer noch nicht entdeckt«, rief er hocherfreut.

Das wird uns nicht viel nützen, dachte Nrrhooch traurig, wenn die Pumpen ...

Aber im selben Augenblick begann das Wasser sich zu bewegen, zu quirlen und zu schäumen. Ein mächtiger Sog riß es zur Rückwand des kleinen Raumes hin und ließ es durch den Pumpentrichter verschwinden. Nach zwei Tausendstel-Zehntel war die Schleuse frei von Wasser und mit reiner, gut atembarer Luft gefüllt.

Sie zogen das äußere Luk auf. Das ging so schwer, daß sie alle drei damit zu tun hatten. Heller, gelber Lichtschein fiel durch die Öffnung herein, und draußen lag eine trockene, unversehrte Straße der alten Stadt Pchchogh. Die Wohnungen an ihrem Rand sahen aus, als lebten immer noch die alten

Pchchogher darin.

Nrrhooch war der erste, der auf die Straße hinaustrat. In der unheimlichen Stille, unter der die Stadt begraben lag, fühlte er sich beklommen. Die Hand mit den weiten, durchsichtigen Schwimmhäuten zwischen den Fingern umklammerte die fremde Waffe, von der er hoffte, daß sie funktionieren würde, wenn er sie brauchte.

Schnatternd und schwatzend kamen die beiden Alten hinter ihm drein. Nrrhooch wollte sie ermahnen, ruhig zu sein, aber bevor er noch dazu kam, sah er etwas, was seine Aufmerksamkeit fesselte.

Die Tür einer der Wohnungen weiter unten in der Straße hatte sich zu bewegen begonnen. Sie tat es langsam, Fingerbreit für Fingerbreit, als zögere sie, das Geheimnis zu enthüllen, das hinter ihr verborgen lag. Nrrhooch sah den Schein grellen, weißblauen Lichtes durch den Türspalt fallen.

Er stieß Grghaok und Lchox mit den Ellbogen an und machte sie aufmerksam. Mit zwei, drei hastigen, geräuschlosen Schritten zogen sie sich bis zur Wand der nächsten Wohnung zurück und verbargen sich, so gut es ging, in der Türnische.

Die Tür drüben schwang völlig zur Seite, und einen Augenblick lang sah Nrrhooch weiter nichts als die rechteckige, von schmerzhaft hellem Licht erfüllte Öffnung. Dann tauchten aus dem Hintergrund zwei Gestalten auf, eine von normaler Größe, die andere unendlich lang und dürr. Nrrhooch glaubte eine Weile, die Entfernung und das grelle Licht täuschten seine Augen, denn eine solche Figur konnte es gar nicht geben. Aber die beiden Unbekannten traten aus der Tür hervor auf die Straße, und der eine von ihnen war immer noch so dürr und lang.

Ein Schock durchfuhr Nrrhooch, als er den ändern erkannte. Seine Haut leuchtete grünlich und war mit Schuppen bedeckt. Der runde, haarlose Kopf glänzte, als sei er feucht.

Es war Chchaath. Und die beiden, Chchaath und sein dürrer Begleiter, kamen nun die Straße herauf, genau auf die Stelle zu, an der Nrrhooch und die beiden Alten sich versteckthielten.

Nrrhooch spürte, wie Grghaok, der direkt hinter ihm stand, zu zittern begann. Er hörte Lchox ängstliche, zischelnde Laute ausstoßen. Er wußte, daß er jetzt etwas tun mußte, wenn sie nicht Chchaath und dem häßlichen Fremden in die Hände fallen wollten. Eine Hunderttausendstel-Zehntel lang dachte Nrrhooch, daß der Dürre wahrscheinlich einer der Terraner sein müsse; denn andere Fremde als die Bärtigen und die Terraner gab es nicht auf Opghan. Aber dann kamen ihm Zweifel, denn Grghaok war so voll des Lobes über die Terraner gewesen, daß es schwerfiel zu glauben, sie würden mit Chchaath so einfach ein Bündnis schließen.

Nrrhooch hob die Waffe. Er tat es vorsichtig, so daß der Lauf in der Türnische verborgen blieb und niemand ihn sehen konnte. Nrrhooch wußte nicht, wie die Waffe zu bedienen war; aber sie hatte nur einen Knopf, und er hoffte, daß geschehen würde, was er erwartete, wenn er darauf drückte.

Chchaath und der Häßliche waren bis auf ein paar Schritte herangekommen, da drückte Nrrhooch ab.

Der Erfolg übertraf alle seine Erwartungen.

Ein blendender Blitz fuhr donnernd und fauchend aus dem Lauf der Waffe. Nrrhooch sah eine Flut weißleuchtender Energie sich quer durch die Straße ergießen und drüben auf der anderen Seite die Wand einer Wohnung treffen. Entsetzt starrte er auf das Loch, das sich augenblicklich bildete. Glühendes Gestein rann herunter und tropfte zischend auf den Boden. Stinkender Qualm stieg auf.

Chchaath und der Fremde waren stehengeblieben und zurückgetaumelt. Nrrhooch sah, daß er sie nicht getroffen hatte und korrigierte die Richtung des strahlenden Energieflusses. Chchaath und sein Begleiter wollten davonlaufen. Schreiend preßten sie sich an die Wand einer Wohnung und rannten die Straße hinunter davon. Aber Nrrhoochs fürchterliche Waffe war schneller als sie. Der grelle, blendende Strom erfaßte sie, bevor sie weit gekommen waren - und als Nrrhooch nach einer Weile voller Schreck erkannte, daß er die ganze Stadt verbrennen würde, wenn er seine Waffe nicht wieder abschaltete und ein zweites Mal auf den Knopf drückte, da erschrak er fürchterlich. Denn von Chchaath und dem Fremden war nicht einmal eine Spur mehr zu sehen. Das Feuer hatte nichts übrig gelassen.

Nrrhooch sah sich um. Das Ausmaß an Verwüstung, das er angerichtet hatte, erschien ihm entsetzlich und unglaublich. Er wünschte sich, niemals mehr eine solche Waffe benutzen zu müssen.

Vorläufig allerdings brauchte er sie noch. Niemand wußte, wieviel Gegner sich in den stillen, alten Wohnungen von Pchchogh verborgenhielten.

*

Thomea Untcher hörte das Rumpeln und Donnern. Er hörte heiße Luft durch irgendeine plötzlich entstandene Öffnung in seiner Nähe fauchen ... und handelte sofort.

Der Springer Nathael war als einziger bei ihm zurückgeblieben. Der mit dem künstlichen Bart, den sie Echnatal nannten, war als erster gegangen. Wohin, das wußte Untcher nicht. Dann hatten der Ära und der Ephoger den Raum verlassen, und schließlich hatte sich auch der Springer Aktar verabschiedet.

Was immer auch in diesen Augenblicken geschah, es war nichts, was Nathael erwartet hatte. Mit einem

Schrei des Entsetzens fuhr er herum und sah auf die Tür - und Thomea Untcher nutzte die einmalige Gelegenheit.

Der Schmerzen nicht achtend, die sein malträtierte Körper ihm bereitete, schoß er von seinem Stuhl auf. Nathael hörte das Geräusch hinter sich und wollte sich umwenden, die Hand am Kolben seiner Pistole. Aber Thomea Untcher entwickelte eine weit überlegene Geschwindigkeit. Er saß Nathael im Nacken, noch bevor der begriffen hatte, was eigentlich vor sich ging. Untcher beherrschte sein Metier. Mit zwei harten, trockenen Schlägen schaltete er den wuchtigen, breitschultrigen Springer aus und war mit der erbeuteten Waffe in der Hand schon auf dem Weg zur Tür, als Nathaels regloser Körper polternd zu Boden stürzte.

Die Tür führte in einen anderen Raum, und dort saß auf einem ebensolchen Stuhl, wie Untcher ihn kannte, Phil Lenzer. Er schien weitaus stärker unter den Folgen des Nervenschocks zu leiden als Untcher und hatte wahrscheinlich aus diesem Grund keinen Bewacher. Untcher opferte zwei Minuten, um Lenzer aus dem Stuhl zu heben und ihn durch massierende Schläge und aufmunternde Worte wieder aktionsfähig zu machen. Währenddessen ging irgendwo in der Nähe das Gepolter und Gedonner weiter, ohne, daß Untcher herausfinden konnte, woher es rührte.

Mit Lenzer zusammen drang er in den nächsten Raum ein. Dort fanden sie zwei ihrer Leute unter der Bewachung des Springers mit dem künstlichen Bart. Echnatal war auf dem Weg zur Tür gewesen, ebenfalls durch das ungewohnte Geräusch erschreckt, und fast genau unter der Tür trafen sie mit ihm zusammen. Mit zornigem Ungestüm drang Thomea Untcher auf ihn ein, rannte ihn über den Haufen und schlug ihn bewußtlos.

Sie waren jetzt zu viert und besaßen zwei wirksame Waffen. Sie konnten es sich erlauben, weiter in die unbekannte Stadt vorzudringen und auch den Rest ihrer Leute zu befreien.

Sie fanden sie im übernächsten Raum, unter der Bewachung von zwei Aras, die zu weit von der Tür entfernt standen, als, daß sie eine Chance gehabt hätten, sie im Nahkampf kampfunfähig zu machen. Thomea Untcher begann zu schießen, sobald er die Lage erfaßt hatte, und den beiden Aras blieb keine Chance mehr.

Untcher ordnete seine Gruppe. »Wir müssen zurück zum Shift!« ordnete er an. »Jeder von uns besitzt jetzt eine Waffe. Wenn sich uns jemand in den Weg stellt, wird geschossen ! Los jetzt!«

Sie wußten nicht, durch welche der vielen Türen es auf die Straße hinausging. Sie versuchten es wahllos, und der vierte Versuch schließlich brachte sie aus der blendenden Helligkeit der Ara-Niederlassung hinaus

in das trübe, gelbe Licht der alten Straßenlampen.

Die Straße sah aus, als hätte ein Erdbeben sie vor kurzem geschüttelt. In einer der Hauswände klaffte ein gewaltiges Loch, und geschmolzene Steinmasse war daraus heruntergeronnen und erstarrt. Qualm erfüllte die Straße, und durch den Dunst hindurch sah Thomea Untcher die Gestalten dreier Ephoger sich weiter unten bewegen.

Er blieb stehen und rief. Die Ephoger blieben stehen, wandten sich um und kamen zögernd näher. Untcher wußte nicht, warum er seine Zeit verschwendete. Aber undeutlich glaubte er zu wissen, daß diese drei dieselben seien, mit denen er vom Shift aus gesprochen und denen er Hilfe zugesagt hatte. Nein, er wollte sie nicht im Stich lassen, auch wenn es ihn Zeit kostete.

Als sie noch ein paar Meter weit entfernt waren, rief er ihnen auf arkonidisch zu:

»Seid ihr die Männer von Bchacheeth? Nrrhooch, Grghaok und Lchox?«

Laute der Zustimmung kamen durch den Qualm. Die Ephoger bewegten sich schneller.

»Wir sind Terraner!« fuhr Untcher fort. »Die Fremden hatten uns gefangen, aber wir konnten uns befreien. Wie kommen wir schnell aus der Stadt?«

Einer der Ephoger, ein junger Mann, deutete stumm die Straße entlang. Untcher folgte seinem Wink und entdeckte eine finstere, regelmäßige Öffnung in einer der Hauswände.

»Es ist eine alte, vergessene Schleuse«, beeilte sich einer der beiden alten Schuppenhäutigen in seiner zischenden, schmatzenden Sprache zu versichern. »Wir sind dort hereingekommen.«

Untcher wandte sich an seine Leute.

»Schließt die Helme, Männer! Wir gehen durch diese Schleuse dort!«

Die Ephoger schlossen sich wortlos an. Die Schleuse erwies sich als zu klein, als, daß Sie sie alle auf einmal hätten benutzen können. Jeweils zu vieren stiegen sie hinein und verließen die Stadt. Thomea Untcher und Nrrhooch gehörten zu den letzten, die noch in der von gelbem Licht erfüllten, verwüsteten Straße standen.

Weder Springer noch Aras hatten sich bisher gerührt. Man mußte die Mentalität der Aras kennen, um ihre Reaktion zu verstehen. Wahrscheinlich hatten sie den Lärm gehört und gespürt, daß etwas nicht in Ordnung war. Aber wenn sie zu diesem Zeitpunkt mit irgendwelchen Experimenten beschäftigt gewesen waren, die sie für wichtig hielten, dann entsprach es ganz ihrer Art, daß sie sich nicht hatten stören lassen. Sie würden noch hinter ihren Mikroskopen und über ihren Meßinstrumenten sitzen, wenn eine feindliche Armee in die Stadt eindrang und sie ausräucherte.

Daß auch von den Springern sich keiner sehen

ließ, führte Untcher darauf zurück, daß außer Nathael, Echnatal und Aktar keiner von ihnen in Pchchogh war. Nathael und Echnatal waren unfähig, sich an der Auseinandersetzung zu beteiligen, und Aktar hatte die Stadt vielleicht schort wieder verlassen.

Untcher bemerkte die Thermowaffe in Nrrhoochs Schurz und begann zu verstehen, wie das Durcheinander in Pchchogh, das Donnern und Poltern, das Loch in der Wand und das blasige Straßenpflaster zustande gekommen waren: durch den Fingerdruck eines Unerfahrenen auf den Auslöser einer Waffe, von deren Energievorrat er nicht einmal eine vage Vorstellung hatte. Thomea Untcher begann, Hochachtung für die Ephoger zu empfinden.

Nach der vorgeschriebenen Zeit und einer kleinen Sicherheitsspanne öffnete Nrrhooch das Schleusenluk und fand die kleine Schleusenkammer wasserfrei. Untcher, Nrrhooch und zwei von Untchers Leuten waren die letzten, die auf diese Weise die Stadt verließen. Ungeduldig warteten sie darauf, bis die Schleuse voll Wasser gelaufen war und der Druck sich dem Druck auf dem Grunde des Ozeans angepaßt hatte. Dann öffneten sie das Innenluk, schwammen durch den finsternen Wohnraum hinaus auf die erleuchtete Straße und fanden dort Grghaok, Lchox und die übrigen Männer von Untchers Gruppe auf sie wartend.

Dadurch, daß Grghaok seinen Kopf dicht an Untchers Helm preßte und die Ohren so die Schwingungen aufnahmen, die Untchers Stimme erzeugte, konnte Untcher dem Alten klarmachen, wie die Gegend aussah, in der sie den Shift zurückgelassen hatten, und Grghaok erklärte sich bereit, die Gruppe zu führen. Thomea Untcher war keineswegs sicher, daß die Aras den Shift unangetastet gelassen hatten, aber der Versuch mußte zumindest unternommen werden, ihn wiederzufinden und mit seiner Hilfe an die Oberwelt vorzustoßen.

Grghaok mußte sein Tempo herabsetzen. Denn die Terraner, an die Bewegung auf dem Grunde des Ozeans nicht gewöhnt, entwickelten eine kaum mehr zu übertreffende Unbeholfenheit, die Grghaok allmählich nervös machte. Er schwamm dicht unter dem halbzerstörten Steindach der Stadt, über den Dächern der Wohnungen dahin und zeigte den Terranern, wie man die Röhrenstengel der Luftpflanzen dazu benutzen konnte, sich festzuhalten und mit kräftigem Schwung abzustößen.

Trotzdem brauchten sie eine halbe Stunde, um den Shift zu erreichen. Er stand da, wo sie ihn zurückgelassen hatten, und nichts wies darauf hin, daß jemand ihn inzwischen berührt hatte.

Die Einschiffung verlief rasch und ohne Hindernisse. Mit den drei Ephogern als zusätzliche Besatzung wurde es im Mannschaftsraum zwar ein

wenig eng, aber Thomea Untchers Männer waren bereit, größere Unannehmlichkeiten als diese auf sich zu nehmen, wenn sie dadurch nur den Aras entgingen und die Oberfläche des Meeres heil wieder erreichten.

Untcher nahm selbst den Platz am Steuer ein. In hohem Bogen ließ er das Fahrzeug aufsteigen und durch die zerlöchernte Kunststeindecke in freies Wasser hinausschießen. Er belastete das Triebwerk bis zum äußersten. Er erinnerte sich an Nathaels Behauptung, die FINMARK sei inzwischen in der Gewalt seiner Leute. Er glaubte nicht, daß Nathael gelogen hatte.

Er sah ein, daß die endgültige Rettung noch ferne lag und daß es zuvor noch eine Menge Arbeit geben würde.

*

Ted Dunyan hatte sein Ziel erreicht. Er hockte in der kleinen Kammer, in der die Hauptventile der Belüftungsanlage untergebracht waren und hatte auf diese Weise das Schiff voll in der Hand, ohne fürchten zu müssen, daß einer von Loodeys Leuten, wenn sie sein Verschwinden entdeckten, ausgerechnet hier nach ihm suchen würde.

Der Fehler war der, daß Dunyan die FINMARK zwar mit irgendeinem betäubenden Gas aus den mannigfachen Vorräten des Gaslagers vollpumpen konnte, aber nicht wußte, wie viele von Loodeys Leuten vollständige Schutzanzüge trugen und auf diese Weise die betäubende Belüftung völlig unbeschadet überstanden. Außerdem hatte Ted Dunyan selbst auf seinem Weg zur Belüftungsanlage nirgendwo einen Anzug an sich nehmen können und wäre, da Loodey ihm seinen Helm abgenommen hatte, der Wirkung des Gases selbst schutzlos preisgegeben gewesen.

Sein Unternehmen hatte also nur dann einen Sinn, wenn er den Zeitpunkt herausfinden konnte, zu dem Thomea Untcher von seiner Expedition zurückkehrte. Konnte er das, dann würde Untcher die FINMARK mit einem Haufen Bewußtlosen an Bord vorfinden und nirgendwo auf Widerstand stoßen - vorausgesetzt, daß keiner von Loodeys Leuten einen geschlossenen Schutzhelm trug.

Ted Dunyan brauchte also den Bildschirm eines Ortungsgerätes, auf dem er die Umgebung des Schiffes beobachten konnte. Er wußte, daß es draußen immer noch acht war. Aber er hoffte, daß die Sterne über dem klaren, wolkenlosen Himmel von Opghan genug Licht verbreiteten, um ihn erkennen zu lassen, was draußen vor sich ging. Natürlich gab es in der Ventilkammer selbst keinen Bildschirm; aber in dem Steuerraum, zu dem die Kammer gehörte, waren zwei Bildgeräte vorhanden, und

obwohl der Steuerraum für Dunyan, der sich vor der Mannschaft der FINMARK verbergen mußte, ein wesentlich gefährlicherer Platz war als die Ventilkammer, verbrachte er den größten Teil der Zeit dort. Er ließ die Bildschirme nicht aus den Augen und wartete auf Untchers Rückkehr.

Stunden vergingen, ehe er den Schatten des Shifts draußen über der glitzernden Eisfläche auftauchen sah. Er kehrte in die Ventilkammer zurück und begann, das Schiff mit Oraldin zu belüften, einem geruchlosen, ungefährlichen Betäubungsgas, von dem er hoffte, daß es schneller wirken würde, als die Besatzung der FINMARK den Anschlag zu ahnen begann.

Was ihn selbst betraf, so war er mit der Wirkung sehr zufrieden. Er hatte das Ventil kaum betätigt, als die Umrisse seiner Umgebung ihm vor den Augen zu verschwimmen begannen. Mit einem letzten Stoßseufzer verlor er das Bewußtsein.

*

Thomea Untcher war im rechten Augenblick zurückgekehrt. Mit seinen Männern - die drei kälteempfindlichen Ephoger ließ er im Shift zurück - hatte er sich vorsichtig an die FINMARK herangearbeitet, eine der kleinen Schleusen geöffnet und war eingedrungen. Zunächst war er überrascht, keinerlei Widerstand zu finden. Bis einer seiner Männer seinen Helm löste, zurückklappte und daraufhin binnen dreier Sekunden bewußtlos umfiel.

Das löste das Rätsel. Untcher vergewisserte sich in aller Eile, daß der Zustand allgemeiner Bewußtlosigkeit über das ganze Schiff verbreitet war. Dabei wurde Ted Dunyan in der Ventilkammer gefunden. Thomea Untcher holte nun zuerst den Shift an Bord zurück, dann ließ er seine Männer die bewußtlose, von dem Psimoextrakt aufsässig gemachte Besatzung des Schiffes zurück in die Mannschaftsmesse schaffen, von wo sie durch Ran Loodeys Anschlag befreit worden war. Thomea Untcher wußte, daß er für die Sicherheit seines Schiffes nichts Wirkungsvolleres unternehmen konnte, als Opghan so rasch wie möglich zu verlassen. Inzwischen waren die Springer aufmerksam geworden, und bei dem Riesengewinn, den sie sich von dem Handel mit der Psimodroge versprochen, würden sie es nicht gerne sehen, daß eine Handvoll Terraner, die ihr Geheimnis kannten, in Freiheit war.

Ran Loodey hatte die FINMARK befehlsgemäß startbereit gemacht. Thomea Untcher riskierte eine Katastrophe, als er das Schiff mit nur wenigen Aktionsfähigen an Bord starten ließ. Denn er mußte damit rechnen, daß die Springer Hilfe herbeigerufen hatten und daß er verfolgt werden würde. Mit den

paar Männern, die ihm für die Navigationsarbeit zur Verfügung standen, konnte er aber nicht einmal einen einzigen Geschützstand besetzen.

Schwierigkeiten voraussehend, setzte er einen Hyperfunkspruch an die Erde ab und bat um Hilfe. Er wußte nichts von dem merkwürdigen Spruch, den Loodey viele Stunden zuvor abgesandt hatte, und von der Verwirrung, die seine Bitte um Hilfe auf der Erde hervorrief. Er ließ eine halbe Stunde verstreichen, während deren Ted Dunyan mit der unsachverständigen Hilfe der drei Ephoger, die darauf bestanden, sich nützlich machen zu dürfen, das Schiffsinne wieder mit frischer Atemluft versorgte. Die große Hilfsbereitschaft der Ephoger rührte zum Teil wahrscheinlich daher, daß sie die Schutzanzüge, in die man sie gesteckt hatte, so schnell wie möglich wieder loswerden wollten.

Außerdem unternahm Ted Dunyan ein gewagtes Experiment. Er hatte bisher Untcher noch nicht über seine Entdeckung berichten können, aber er wußte, daß Untcher bis zu einem gewissen Grad über die Wirkung der Psimodroge informiert war. Untcher hatte ihm auseinandergesetzt, daß die Droge durch Bestrahlung mit thermischen Neutronen unwirksam gemacht werden könnte. Ted Dunyan setzte daraufhin eine Mischung von gasförmigem Radium und Beryllium-Hexafluorid an, die er zusammen mit der Atemluft in die Mannschaftsmesse hineinblasen ließ. Radium bildete im Verein mit Beryllium eine kräftige Neutronenquelle. Dunyan verließ sich darauf, daß die aus künstlichen Kohlenwasserstoffen bestehenden Einrichtungsgegenstände der Messe die so erzeugten schnellen Neutronen thermalisieren und den Erfolg beschleunigen würden. Dunyan rechnete sich aus, daß er nach spätestens zehn Stunden entweder vollen Erfolg haben oder den Versuch würde abbrechen müssen; denn nach dieser Zeit hatten die Männer in der Messe die höchstzulässige Dosis aufgenommen, und jede weitere Sekunde der Bestrahlung würde ihre Gesundheit gefährden.

Nachdem Ted Dunyan seinen Versuch eingeleitet hatte und das Innere der FINMARK frei von Oraldin war, startete Thomea Untcher. Die Ortergeräte waren bisher ruhig geblieben. Aber als das Schiff sich über den Horizont erhob und in den Raum vorstieß, meldete der Orter das Auftauchen von fünf unbekannten Objekten in acht Lichtminuten Entfernung.

Die Springer begannen, um den Erfolg ihres Geschäfts Angst zu haben.

*

Die Verwirrung auf der Erde hatte nur so lange gedauert, bis Perry Rhodan sich selbst in die Untersuchung einschaltete. Er wußte nicht, was auf

Opghan, 10283 Lichtjahre von der Erde entfernt, vor sich gegangen war. Aber es lag auf der Hand, daß die erste Funkbotschaft eine Fälschung sei und lediglich die zweite, von Thomea Untcher aufgegebene, beachtet werden müsse.

Von diesem Augenblick an bis zum Start des Superschlachtschiffes BARBAROSSA mit Perry Rhodan selbst an Bord verging nur eine halbe Stunde. Die BARBAROSSA war zur Zeit, da Thomea Untchers Funkspruch empfangen wurde, bemannt und startbereit gewesen.

In einer einzigen Transition stieß Perry Rhodan bis zu dem Punkt vor, den Thomea Untcher, ohne eine Antwort abzuwarten, als Treffpunkt bestimmt hatte. Der Ort lag nicht weiter als ein Lichtjahr von dem Ephog-System entfernt, und Perry Rhodan vermutete, daß es Major Untchers Absicht war, ihn zu einem direkten Eingreifen auf Opghan zu veranlassen.

Die FINMARK war schon zur Stelle. Gleichzeitig zur Stelle waren die Walzengebilde von fünf Springer-Raumschiffen, die die FINMARK zu vernichten trachteten. Das plötzliche Auftauchen der mächtigen BARBAROSSA kam ihnen völlig unerwartet. Drei von ihnen vergingen im Feuerhagel des Superschlachtschiffes, die übrigen zwei zogen die Flucht der aussichtslosen Tapferkeit vor. Die Orterstation an Bord der BARBAROSSA registrierte, daß sie keineswegs in Richtung auf das Ephog-System flohen, sondern in rechtem Winkel dazu. Es sah so aus, als seien die Springer bereit, ihre Pläne in bezug auf Opghan zu revidieren, wenn der Druck von außen nur stark genug war.

Perry Rhodan bat Major Untcher an Bord der BARBAROSSA. Thomea Untcher brachte als Begleiter Ted Dunyan mit, der ihm versichert hatte, daß er eine aufsehererregende Erklärung abzugeben habe.

»Ich habe Gelegenheit gehabt«, erläuterte Ted Dunyan, »einen der Beeinflußten, nämlich Sergeant Loodey, mehrere Stunden lang zu beobachten. Ich fand den Wirkstoff in seinem Nervensystem. Seine Zusammensetzung war relativ unkompliziert, so daß die Analyse anfangs keine Schwierigkeiten machte. Anders wurde das Bild, als ich die Analyse, um mich von der Richtigkeit meines ersten Ergebnisses zu überzeugen, wiederholte. Die Zusammensetzung hatte sich geändert. Nicht in wesentlichen Punkten, sondern nur in einigen Randerscheinungen, aber doch so, daß derselbe Wirkstoff, jetzt in das Nervensystem eines Menschen injiziert, eine andere Reaktion zur Folge haben würde als zuvor.

Das brachte mich auf einen Verdacht. Bei der Droge handelt es sich nicht um einen Wirkstoff, der eine bestimmte Wirkung hervorruft und seine Fähigkeit damit erschöpft, daß er diese Wirkung anhalten läßt und sozusagen permanent macht. In

einem solchen Falle hätten Loodey und die übrigen Beeinflußten zwar aufsässig werden können, aber sonst nichts. Sie hätten sich gegen die Befehle ihrer Vorgesetzten stemmen, aber keine eigene Initiative entwickeln können. Gerade das aber taten sie. Ran Loodey ist ein lebendiges Beispiel dafür.

Etwas anderes wies in dieselbe Richtung. Bei der Untersuchung der Atemluft an Bord der FINMARK, kurz nachdem Loodey und die anderen Männer die ersten Symptome der Vergiftung gezeigt hatten, war keine Spur des Wirkstoffes mehr zu finden gewesen. Wir waren uns darüber im klaren, daß der Stoff in Gasform an Bord gebracht worden war. Die Mikroteilchen des Gases diffundierten mit unglaublicher Beweglichkeit sogar durch die massiven Schiffswände hindurch, so daß die von den Springern mißbrauchten Ephoger nichts anderes zu tun brauchten, als die mitgebrachten Behälter zu öffnen und von außen an die Wand der FINMARK zu halten. Wäre der Wirkstoff ein wirklich träges Gas gewesen, hätte man noch Tage nach dem Anschlag Spuren von ihm finden müssen, daß dies nicht der Fall war, deutete darauf hin, daß das Gas eine gewisse Affinität zum lebenden Körper des Menschen besaß. Es ballte sich dort, wo ein Mensch sich aufhielt und wurde von dem Körper so vollständig absorbiert, daß keine Spur mehr übrig blieb. Im Körper des Befallenen angelangt, begann es, seine Wirkung auszuüben.«

Ted Dunyan lehnte sich zurück und trocknete sich die schweißnasse Stirn ab. Jetzt, da er daran ging, seine Erkenntnisse zum erstenmal auszusprechen, brach ihm doch der Angstschweiß aus. Wie, wenn er sich getäuscht hatte? Wenn seine Beobachtung falsch war? Wenn es eine andere Möglichkeit gab, die Wirkungsweise der Psimodroge zu erklären?

»Ich weiß, wie Ihnen zumute ist. Doktor«, sagte Rhodan freundlich. »Sprechen Sie's getrost aus. Die Galaxis hat wahrscheinlich noch wunderbarere Dinge gesehen als Ihr intelligentes Gas.«

Dunyan fuhr auf. »Woher wissen Sie, Sir ...«, stotterte er. Perry Rhodan lächelte. »Nach allem, was Sie berichtet haben, Doktor, war es die einzig mögliche Schlußfolgerung. Sie behaupten, daß der Wirkstoff von sich aus die Fähigkeit besitzt, sich verschiedenen Situationen anzupassen, nicht wahr?«

Ted Dunyan nickte verblüfft. »Ich bedaure«, fuhr Perry Rhodan fort, »daß keine von unseren Sprachen sich der Entwicklung bisher soweit angepaßt hat, daß sie ein anderes Wort als >intelligent< für dieses Verhalten kennt. Natürlich ist es Unsinn, das einzelne Molekül des Wirkstoff-Gases als ein intelligentes Wesen zu betrachten. Die Fähigkeit, sich verschiedenen Umgebungen anzupassen und jeweils das Ziel anzustreben, das den Erzeugern des Gases, den Aras, als das wünschenswerteste erscheint, ist

eine Folge des chemischen Aufbaus, ohne Zweifel eine Meisterleistung der organischen Chemie. Aber das Molekül denkt nicht. Es besitzt eine Fähigkeit - eine statistische Fähigkeit, denn es werden nicht alle, sondern nur jeweils der größte Teil der Moleküle im richtigen Augenblick richtig reagieren sich zu verändern, und zwar gezielt zu verändern, ohne, daß ein direkter Eingriff für diese Veränderung nötig ist.« Er sah Ted Dunyan an, und Dunyan nickte nur.

»Soviel wir daran auch immer herumreden«, schloß Perry Rhodan, »und die Sache plausibel zu machen versuchen, es ist und bleibt eine wundervolle Leistung der Ara-Chemie. Sie wäre höherer Ziele wert als dessen, daß die Springer damit ihre undurchsichtigen, verhängnisvollen Geschäfte machen!«

Das bedeutete, daß Perry Rhodan sich entschlossen hatte, die Aktion Opghan ein für allemal zu Ende zu führen.

*

Wenige Stunden später waren die beiden Schiffe, die mächtige BARBAROSSA und die im Vergleich dazu zierlich wirkende FINMARK, auf dem Rückweg nach Opghan. Ted Dunyans Experiment hatte durchschlagenden Erfolg gehabt. Nach knapp fünf Stunden waren die in der Mannschaftsmesse Eingesperrten bewußtlos geworden und eine Viertelstunde später wieder zu sich gekommen. Die Wirkung der Psimodroge war spurlos und ohne Nachwirkungen verschwunden.

Nicht ohne Hemmungen begaben sich die Männer, die sich an die Periode der Aufsässigkeit mit vollem Bewußtsein erinnerten, wieder an ihre Plätze. Thomea Untcher hatte den strikten Befehl gegeben, daß bis zur Beendigung des Unternehmens Opghan die Psimodroge und ihre verhängnisvolle Wirkung mit keinem Wort erwähnt würden.

Perry Rhodan führte das Unternehmen innerhalb eines einzigen Opghan-Tages zum vollen Erfolg. Die Springer hatten angesichts der nahenden Übermacht Opghan fluchtartig verlassen und unternahmen keinen Versuch mehr, dorthin zurückzukehren.

Der Ara-Stützpunkt Pchchogh wurde ausgehoben. Unter Psycho-Verhör gaben die Aras zu verstehen, daß ihr Volk auf Opghan keine andere Niederlassung besaß als diese. Den Aras wurde Gelegenheit gegeben, mit ihrer Heimatwelt in Verbindung zu treten und um ein Raumschiff zu bitten, das sie von

Opghan abholte.

Die Stadt Pchchogh belegte Perry Rhodan selbst mit Beschlag. Das war die einzige Gunst, die er sich von den befreiten Ephogern erbat. Sie wurde ihm ohne Widerspruch gewährt. Der alte Grghaok sah die Lobsprüche, mit denen er die Terraner bedacht hatte, noch bevor er sie zu sehen bekam, bewahrheitet und erfreute sich unter den Mitbürgern von Bchacheeth eines hohen Ansehens. Mit Nrrhooch und Lchox zusammen wurde er als derjenige gefeiert, der die Befreiung von Opghan eingeleitet hatte.

Perry Rhodan verlor kein Wort darüber, daß er die Entdeckung des Psimowirkstoffes für einen bedeutenden Fortschritt in der Verteidigungstechnik der Erde hielt.

*

An Bord eines walzenförmigen Raumschiffes, um diese Zeit schon Tausende von Lichtjahren von Opghan entfernt, rieb sich ein stämmiger, bärtiger Mann den Hals und sagte zu einem anderen Bärtigen, dessen Haarzierde jedoch offenbar falsch war:

»Ich wußte, daß die Sache schiefgehen würde. Sobald die Terraner ihre Nase in eines unserer Geschäfte steckten, ist es bis jetzt noch immer schiefgegangen.«

Und der mit dem künstlichen Bart, obzwar kleinlaut, antwortete:

»Man muß sich davor hüten, auf Grund solcher Vorfälle einen Terraner-Komplex zu züchten.«

Worauf Nathael ihn mürrisch anknurrte:

»Sagst du ...!«

*

Sergeant Ran Loodey salutierte stramm, als Thomea Untcher - wieder in Zivil - den Kommandostand betrat. Er sah Loodey mißtrauisch an und fragte:

»Na? Diesmal kein Hinweis auf das Obdachlosen-Asyl?«

Loodey schüttelte grinsend den Kopf.

»Nein, Sir. Nicht, nachdem ich selbst während gewisser Stunden einen Hinweis auf die Nervenklinik wohl verdient hätte!«

E N D E

Der Feind im Dunkel hatte zwar eine schwere Schlappe hinnehmen müssen, doch Atlan weiß, daß das große Sternenreich von Arkon, dessen Leitung er übernommen hat, über kurz oder lang dem Untergang geweiht ist,

*wenn es ihm nicht bald gelingt, tatkräftige und fähige Männer seines Volkes um sich zu scharen.
Können die von Gucky entdeckten und in den Weiten der Milchstraße zurückgelassenen Schläfer Atlans Helfer
werden ...?*

DIE FLAMMENDE SONNE